



DIE

KEY- ODER KII-INSELN

DES O. I. ARCHIPELAGO.

AUS DEM TAGEBUCHE EINES COLONISTEN

VON

KAPT. H. GOTTFR. LANGEN, F. R. G. S.

→· MIT EINER KARTE UND 18 ABBILDUNGEN IM TEXTE ·←

DARUNTER

DREI REPRODUCTIONEN VON ZEICHNUNGEN VON KEY-BEWOHNERN.

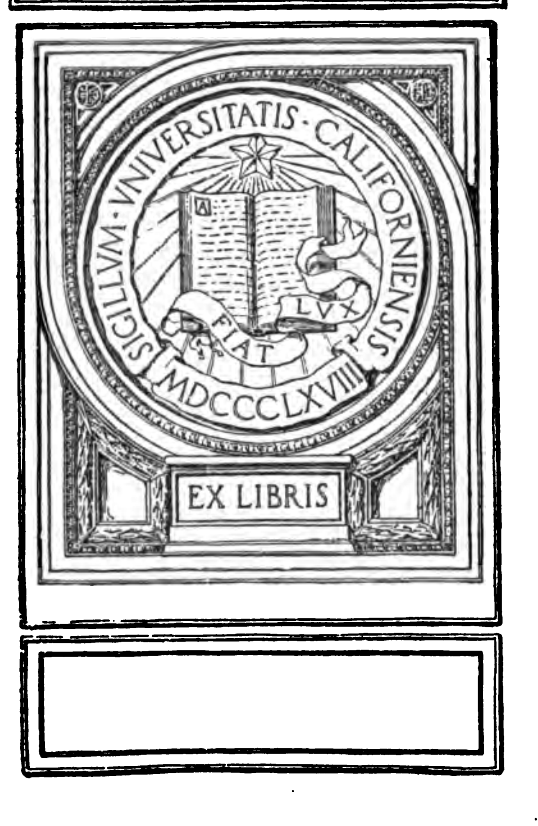


GRABDENKMAL EINES HÄUPTLINGS ZU TOEAL.

WIEN, 1902.

DRUCK UND COMMISSIONSVERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN

I., BARBARAGASSE Nr. 2.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



DIE

KEY- ODER KII-INSELN

DES O. I. ARCHIPELAGO.

AUS DEM TAGEBUCHE EINES COLONISTEN

VON

KAPT. H. GOTTFR. LANGEN, F. R. G. S.

MIT EINER KARTE UND 18 ABBILDUNGEN IM TEXTE

DARUNTER

DREI REPRODUCTIONEN VON ZEICHNUNGEN VON KEY-BEWOHNERN.



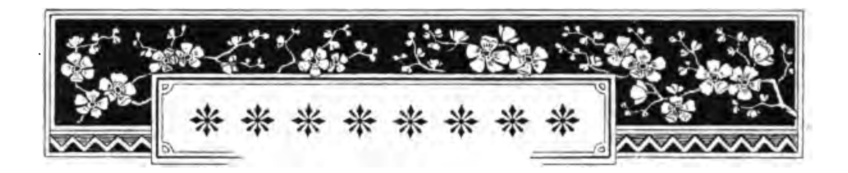
GRABDENKMAL EINES HÄUPTLINGS ZU TOEAL.

WIEN, 1902.

DRUCK UND COMMISSIONSVERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN

I., BARBARAGASSE Nr. 2.

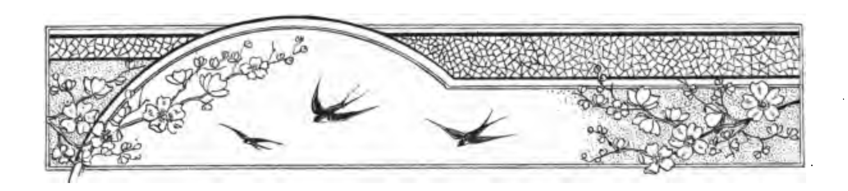


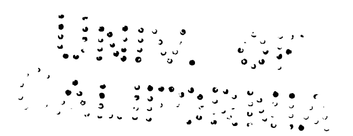


Nachstehende Abhandlung über die Key-Inselgruppe und ihre erste europäische Ansiedlung widmet der Unterzeichnete seiner lieben Frau, die ihm nach dieser entfernt liegenden Abgeschlossenheit furchtlos folgte, daselbst sich allen Entbehrungen mit ausdauernder Geduld unterzog und mit der grössten Uneigennützigkeit und Hingebung für ihn sorgte.

Wie geschickt sie es verstanden hat, die Eingeborenen richtig zu behandeln und zu schätzen, bezeugten die Ovationen, welche ihr beim Abschied von Gross und Klein der Bevölkerung dargebracht wurden.

H. G. Langen.





Es war nach Ablegung meiner Capitänsprüfung in London, dass ich mich nach den Key-Inseln begab. Mein Bruder Adolf hatte dort ein coloniales Unternehmen in's Leben gerufen und bedurfte einer Arbeitskraft. Diese sollte ich ihm bieten, und in der Hoffnung, zur Erreichung seines angestrebten Zieles beizutragen, folgte ich dem Rufe.

Mit dem holländischen Postdampfer »Soenda« trat ich am 28. März 1885, Abends um 9 Uhr, von Southampton aus die Reise nach Batavia an.

Anfangs ging die Fahrt ganz gut. Aber kaum hatten wir die »Needles« hinter uns, so stellten sich auch die Vorboten schlechten Wetters ein. Der Wind heulte in der Takelage des Dampfers, das Fahrzeug stöhnte und bäumte sich unter dem Andrange mächtiger Wellen. Bald war das Vorderdeck ungangbar. Schwere Wolkenmassen zogen von Westen heran, das Barometer fiel beständig, ein sicheres Zeichen herannahenden Sturmes. An Deck waren Officiere und Mannschaft eifrig bemüht, die nöthigen Vorsichtsmassregeln zu treffen. Von den wenigen Passagieren war ausser einem älteren Herrn und mir keiner sichtbar, alle hatten sich seekrank in die Cabinen zurückgezogen. Doch auch hier und im Speisesalon krächzte es aus allen Winkeln.

Während der beiden folgenden Tage war das Wetter abscheulich, Sturm und Wellen trieben mit uns ihr böses Spiel. Der Dampfer rollte stark und die Sturzwellen ergossen sich unaufhaltsam über ihn her, als ob sie ihn verschlingen wollten. Um nicht aus der Koje herausgeschleudert zu werden, richtete ich mir das Bett auf dem Fussboden her, aber an ein Schlafen

war nicht zu denken. Tagsüber vertrieb ich mir die Zeit mit Lesen und Rauchen, so gut es eben die Umstände erlaubten. Auch mein früherer Reisegefährte war während dieser Zeit nicht sichtbar, die Seekrankheit hielt ihn in der Cabine fest. Durch das beständige Rollen des »Soenda« hatte sich die Deckladung, bestehend aus Kisten mit Chemikalien, theilweise gelöst und den Inhalt über Deck ergossen. Um weitere Beschädigungen zu vermeiden, wurde die ganze Deckladung über Bord geworfen, da man sich nicht der Gefahr aussetzen durfte, die Ladung unter Deck durch ätzende Säuren verderben zu lassen.

In der Schiffsküche sah es nicht minder traurig aus; die Sturzwellen verlöschten das Feuer, und die einzige warme Speise, welche der Koch zu Stande bringen konnte, war — »Irish stew«. Wir mussten während dieser beiden Tage mit Kaffee, Thee, Bisquit, Brot, Pöckelfleisch und Irish stew fürlieb nehmen.

Sobald wir den Viscayischen Meerbusen passirt hatten, heiterte sich das Wetter auf, die Sonne lachte uns wieder an und lockte auch die übrigen Passagiere nacheinander aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Die Liebenswürdigkeit unseres Capitäns, Namens Somer, der sich die Gunst der Passagiere zu sichern verstand, trug zu unserem Behagen wesentlich bei.

Am 6. April, Morgens 8 Uhr, erreichten wir Marseille, nahmen ausser den Postsachen noch etwas Ladung an Bord und setzten gegen 2 Uhr Nachmittags die Reise fort. Bei günstigem Wetter waren wir am 10. April, Morgens 10 Uhr, in Port Said. Nachdem der Kohlenvorrath ergänzt war, begannen wir um 2 Uhr die Durchfahrt durch den Suezcanal. Die Zahl der Passagiere hatte sich um drei Personen vermehrt, italienische Musikanten, deren Kunstfertigkeit uns während der Reise nach Batavia über manche langweilige Stunde hinüberhalf.

Im Suezcanal und im Rothen Meer ward die Hitze fast unausstehlich, an einen erfrischenden Schlaf war nicht zu denken. Vor Mitternacht fiel es keinem ein, das Bett aufzusuchen, da jeder das drohende Schwitzbad fürchtete. Meist verbrachte ich die erste Hälfte der Nacht an Deck und schlummerte, so gut es eben ging, im Rohrsessel sitzend. Nach Mitternacht erst suchte ich meine Cabine auf. Ein kurzes Mittagsschläfchen an Deck in meiner Hängematte musste mich für das unbequeme Schlafen im Rohrsessel entschädigen. Die Passagiere suchen

sich die Zeit zu vertreiben, so gut es eben geht, es wird musicirt, getanzt, Kartenspiel wechselt mit Domino und Tricktrack, das Gespräch sucht die verschiedensten Stoffe auf, endlich beschäftigte es sich mit den Passagieren selbst. Unter diesen befinden sich drei Damen, ein erwachsenes Mädchen und zwei Bräute. Jenes kehrt nach beendigter Schulbildung in Holland zu seinen Eltern und Geschwistern nach Batavia zurück, es lässt sich denken, wie allein die Hoffnung des Wiedersehens nach einer Trennung von drei Jahren die Seele des Kindes beherrscht. Die Bräute reisen zu ihren künftigen Gatten, denen sie durch eine eigenthümliche Sitte, die man »auf den Handschuh trauen« nennt, angetraut sind. Diese Form der Eheschliessung per procurationem wird von der holländischen Regierung als rechtskräftig anerkannt und besteht darin, dass an Stelle von Braut und Bräutigam den von ihnen aus dem Familien- oder Freundeskreise gewählten Stellvertretern beim Trauact der Ring — aber über einen Handschuh — an den Finger gesteckt wird. Die auf solche Weise angetraute Braut begibt sich nun, als künftige Frau, zu ihrem erkorenen Manne nach Indien.

Seit wir uns im Rothen Meere befinden, bildet die indische Reistafel tagtäglich unsere Luncheonkost. Die Reederei verbindet hiermit die gewiss anerkennenswerthe Absicht, uns rechtzeitig an die indische Mittagskost zu gewöhnen. Denn dem Neuling mundet Anfangs nur wenig jenes Gemisch von Reis und verschiedenen Fleisch- und Fischgattungen mit seinen sauren und süssen Beigaben, während der Gaumen, einmal an diese Kost gewöhnt, sie später kaum entbehren zu können glaubt. Sie dünkt ihn dann eine Nothwendigkeit, wie das tägliche Brot. Ich will versuchen, eine Beschreibung dieser Reistafel zu geben. Der Reis wird in einem Tuche gedämpft, und zwar so, dass die Körner nicht zusammenkleben, sondern recht locker bleiben. Die Fleischspeisen bestehen aus Rindfleisch, Schweinefleisch und Geflügel, Alles entweder gebraten oder gekocht. Dann folgen Fische und Eier in verschiedener Zubereitung, Curreysauce, saure und süsse Gurken u. s. w., präservirter Ingwer, eingemachte rothe Fische, getrocknete Fische, präservirtes indisches Gewürz, als Bambusrohr, Cocosnuss u. a. Nimmt man von jedem auch nur eine Kleinigkeit, so hat man zum Schluss doch einen wohl angehäuften Teller, der einen kräftigen Appetit

voraussetzt. Freilich fehlt es hier trotz alles Müssigganges an diesem nie, das besorgt die Seeluft mit ihrer Wirkung auf den Magen, so dass das zur Mahlzeit rufende Glockenzeichen den Passagieren stets recht willkommen ist. Im Uebrigen vergeht ein Tag wie der andere, die äussere Umgebung bietet wenig Abwechslung, auch das anhaltend schöne Wetter wirkt eintönig, nur was die auf- und untergehende Sonne mit ihrer wechselvollen Beleuchtung auf Wolken und Meer zaubert, — ruft uns täglich von Neuem zum Anschauen und Bewundern.

Ich selbst stehe gegen 7 Uhr auf und lasse mir nach einem Bade in Seewasser meine Tasse Kaffee neben einem kleinen Imbiss gut munden. Mittlerweile zeigen sich auch die anderen Passagiere an Deck, jeder athmet mit Wohlbehagen die frische Seeluft ein und holt sich den nöthigen Appetit zum Frühstücke, das um 9 Uhr servirt wird. Die Zeit bis zum Luncheon, d. i. $^1/_2$ 2 Uhr gehört der Unterhaltung, die in Lesen oder in Gesellschaftsspielen besteht. Nach dem so reichen Luncheon fordert die Gesundheit für den Körper Ruhe, diese bringt ein Mittagsschläfchen im Rohrstuhl oder in der Hängematte. Nach dem Erwachen dient ein Glas Limonade oder eine Tasse Thee mit Backwerk zur Erfrischung und Abkühlung. Diese sind um so nothwendiger, als ja um $^1/_2$ 7 Uhr das lang dauernde Diner im heissen Speisesalon bevorsteht, an das man schon jetzt mit Unbehagen denkt. Behaglicher wird das Diner dadurch gewiss nicht, dass Gesellschaftstoilette vorgeschrieben ist. Sobald es daher zu Ende ist, flüchten sich Damen und Herren in die Cabinen, um bequemere, dem Klima entsprechendere Kleider anzulegen, und finden sich alsdann auf dem Deck oder im Rauchsalon wieder zusammen.

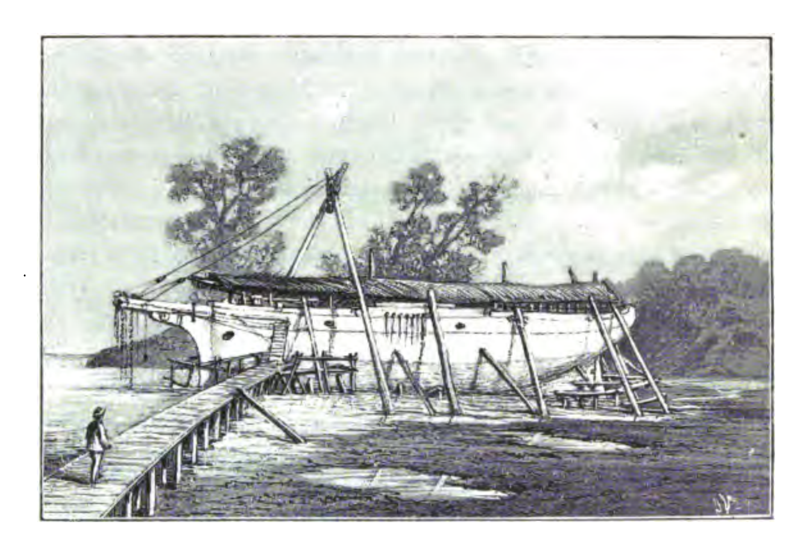
Bis nach Mitternacht herrscht reges Leben. Ein stundenlanger Spaziergang zu Paaren auf dem oberen Verdeck verschafft den Beinen die nöthige Bewegung. Das Gespräch, das sich über die verschiedensten Gegenstände ausdehnt, bringt die Reisenden näher, mancher Einblick in die Familienverhältnisse der Einzelnen, ihr Vorleben und nicht zum Mindesten in ihren Charakter thut sich auf. Gegen 11 oder 12 Uhr ziehen sich die Damen zurück, die Herren bleiben in Unterhaltung oder im Spiele noch eine Stunde zusammen. Gegen Mitternacht ist die Luft einigermassen abgekühlt und ermöglicht dem Körper den erforderlichen Schlaf.

Unter diesem sich täglich wiederholenden Programme erreichten wir am 20. April, 3 Uhr Nachmittags, die Insel Perim am südlichen Ende des Rothen Meeres, versahen uns mit Kohle und beginnen die Fahrt in den Indischen Ocean. Am 5. Mai, Morgens 5 Uhr, kamen wir in Padang an, an der westlichen Küste von Sumatra. Der Dampfer verweilte bis 4 Uhr Nachmittags, um einen Theil der Frachtgüter zu verladen und den stark zusammengeschmolzenen Kohlenvorrath zu ergänzen.

Eine der Damen verliess hier unsere Gesellschaft, um sich zu ihrem angetrauten Gemahl in das Innere der Insel zu begeben, wo er als Regierungsbeamter den Dienst eines Telegraphisten versah. Mit grossem Interesse sah ich der Fahrt durch die Soenda-Strasse entgegen, jene Meerenge, die, zwischen den Inseln Sumatra und Java liegend, den Indischen Ocean mit der Sundasee verbindet. Erst vor wenigen Jahren hatte sich hier in Folge einer Katastrophe in der Natur der Seeweg wesentlich umgestaltet. Meilenweit auf der See schwamm Bimsstein, und die Insel Krakatau, der eigentliche Herd des Ausbruches, bot einen sehr imposanten Anblick. Der eine Theil des Kegels ist senkrecht abgeschnitten, man kann ganz dicht an ihm vorbeifahren; schwere Dampfwolken entsteigen der oberen Spitze und die Abhänge des Kegels, früher mit Waldungen dicht besetzt, zeigen heute nur verkohlte Baumstämme und Lavamasse. Es war dies das schönste Naturschauspiel, welches ich bis dahin in meinem Leben gesehen hatte.

Am 8. Mai, Morgens 9 Uhr, legte der »Soenda« am Kay des neuerbauten Hafens von Batavia (Tangor Priok) an. Zwei Stunden später war ich mit Sack und Pack im Hôtel »De Nederlanden« einquartirt und hegte die Hoffnung, bald die Weiterreise antreten zu können. In der Stadt besuchte ich Herrn Warmbold, den Vertreter der Firma L. & Co. Seine Einladung, während des nothwendigen Aufenthaltes in Batavia Quartier bei ihm zu beziehen, lehnte ich dankend ab. — Der erste Theil meiner Reise war beendet und Alles glatt abgelaufen; der zweite hingegen konnte durch das häufige Wechseln der Schiffe und die verlangsamte Fahrt weniger günstig ausfallen, auch durfte ich auf die Bequemlichkeit der alten Küstendampfer nicht allzu grosse Hoffnungen setzen, denn je weiter man nach Osten kommt, desto mehr häufen sich die Entbehrungen.

Von der Agentur der Ned. Ind. Stoomvaartmaatschappiy wurde ich verständigt, dass der Dampfer »Bromo« am 15. Mai seine Küstenfahrt antreten werde. So geschah es auch, und wir trafen am 18. Mai in Samarang, am 20. Mai in Soerabaya ein. Hier wurden die Passagiere wieder bis zum 22. Mai an Land gesetzt und mussten für diese kurze Zeit in einem Hôtel Unterkommen suchen. Ich nahm im Hôtel »Soerabaya« Absteigequartier und lernte den österreichischen Consul Herrn Pollak, einen Bekannten meines Bruders, kennen; auch traf



Der Segler »Ocean Pearl« unter Reparatur.

ich Capitän Bloom von der »Ocean Pearl«, welcher Segler der Unternehmung auf Key angehörte. Capitän Bloom hatte im Auftrage meines Bruders Schiffszimmerleute gemiethet und gedachte mit dem Dampfer »Borneo« am 22. Mai in Begleitung der engagirten Mannschaft nach Macassar abzureisen. Somit sollte es mir an einem Reisegefährten nicht fehlen. Wir kamen am 24. Mai, Abends 7 Uhr, in Macassar an, wo ich von Herrn Zeltz, dem Schiffsbaumeister, empfangen wurde. Dieser Herr wartete schon fast drei Monate auf eine Fahrgelegenheit nach Key, da er durch einen Schiffsunfall im Hafen von Aden den regulären Dampferanschluss in Macassar versäumt hatte. Ich

beneidete ihn wahrhaftig nicht, denn des Nichtsthuns wird man bei dem eintönigen Leben in einer Stadt wie Macassar bald überdrüssig, insbesondere, da die wenigen Bekannten tagsüber ihren Beschäftigungen nachgehen müssen. Auch fand ich, dass die Hôtelverhältnisse sehr schlecht waren und in mancher Beziehung sehr viel zu wünschen übrig liessen, obschon ich gewiss nicht vom Hause aus und noch viel weniger durch meinen Beruf als Seemann verwöhnt war. Herr Zeltz war ausserordentlich froh, zwei Leidensgefährten in seine Nähe zu bekommen, um mit ihnen bis zur Abfahrt die Langweile zu theilen. Glücklicherweise fand sich bald Gelegenheit zur Weiterreise, denn der Mosquitodampfer »Batavier«, ein winziger Küstenfahrer, einer in Macassar ansässigen chinesischen Reederei gehörig, sollte gegen Ende Mai nach den Key- und Aroe-Inseln fahren. Falls wir diese Gelegenheit vorübergehen liessen, musste der Postdampfer abgewartet werden, der erst am 10. Juni von Macassar abfuhr und nur auf einem grossen Umwege nach den Key-Inseln gelangen konnte. Wir zogen deshalb vor, den »Batavier« zu benützen und uns dem Capitän Nachtigal anzuvertrauen. Früh Morgens am 28. Mai verliessen wir den Pier in Macassar in der Hoffnung, gegen den 10. Juni unser Reiseziel zu erreichen. Draussen auf hoher See fing das Spiel mit dem »Batavier« an, gegen Wind und See konnte er kaum angehen, dabei stampfte und schlängerte er fürchterlich. Aber trotz alledem haben wir vier Europäer uns köstlich unterhalten; häufig wurde der kleine, freundliche Capitän Nachtigal wegen seiner Nussschale von uns geärgert. Wir erreichten als erste Haltestation die Reede von Balanipa am 30. Mai, löschten die wenige Fracht und dampften am selben Tage nach Bouton ab, wo wir am 1. Juni ankamen. Von hier ging es nach Timor Deli weiter, wo wir am 5. Juni, 8 Uhr Morgens, eintrafen und bis zum folgenden Tage 5 Uhr Nachmittags verblieben. Ich benützte die Gelegenheit, dem Gouverneur von Timor einen Besuch abzustatten, da er meinen Bruder kannte und sich sehr für die Unternehmung auf den Key-Inseln interessirte. Ausserdem besuchte ich die dortigen katholischen Missionäre, die mit Key in geschäftlichen Beziehungen standen und mich ebenfalls sehr gastfreundlich aufnahmen. Hier besichtigte ich auch zum ersten Male in meinem Leben Kaffeeplantagen und liess mir die Kaffeecultur durch den Besitzer eingehend erläutern.

Je näher wir unserem Reiseziele zutrieben, umso leichter wehte der NO-Monsoon, wodurch sich die Hitze wesentlich drückender fühlbar machte. Am 11. Juni 1885, um 5 Uhr Nachmittags, bekamen wir die Key-Gruppe in Sicht. Da nach Aussage des Capitäns ein sich weit in die See erstreckendes Riff passirt werden musste und Dunkelheit uns ereilen konnte, bevor wir einen sicheren Ankerplatz erreicht hatten, so beschloss man, den Dampfer die Nacht hindurch treiben zu lassen und mit Tagesgrauen 5 Uhr 30 Min. Morgens einen Ankerplatz zu wählen.

Am folgenden Morgen bemerkte man, dass der Dampfer eine bedeutende Strecke südwärts getrieben war, was auf eine starke Strömung längs der Westküste dieser Inselgruppe hindeutete.

Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto prachtvoller wurde der Anblick, der sich unserem Auge bot, hervorgerufen durch die vielen kleinen Inseln, die bis zum äussersten Rande mit dichten Wäldern bewachsen waren. Aus diesem Umstande hätte der Reisende wohl schliessen müssen, dass solche reiche Waldungen vielen fruchtbaren und für Ackerbau geeigneten Boden liefern würden.

Die klare Witterung liess uns auch die Höhenzüge desjenigen Theiles der Inselgruppe erblicken, der den Namen »Gross-Key« oder »Nuhu Ju-ud« führt und ebenso üppig bewachsen war wie »Klein-Key« oder »Nuhu-Roa«.

Um 8 Uhr Vormittags warfen wir in der Toeal-Bucht, der kleinen Negerei »Doelah« gegenüber, Anker und warteten auf die Ankunft des Hafenmeisters, um unsere Schiffspapiere visiren zu lassen. Dieser Hafenmeister, officiell »Posthouder« genannt, war gleichzeitig Vertreter der holländischen Regierung und als solcher dem Gouverneur von Amboina unterstellt. Er traf in Begleitung von ungefähr 30 inländischen Ruderbooten ein, von denen ein jedes ausser 20—40 Mann den Häuptling des betreffenden Districtes an Bord hatte. Die Boote hatten reichen Flaggenschmuck angelegt. Im Bug der Boote sahen wir Diener in Gala gekleidet, die unter eintönigem Trommellärm Tänze aufführten. Sie schwangen dabei unter den unmöglichsten Windungen des Körpers lange Hiebsäbel. Das ganze Bild glich einer Flotten-Demonstration im Kleinen. Beim ersten ver-

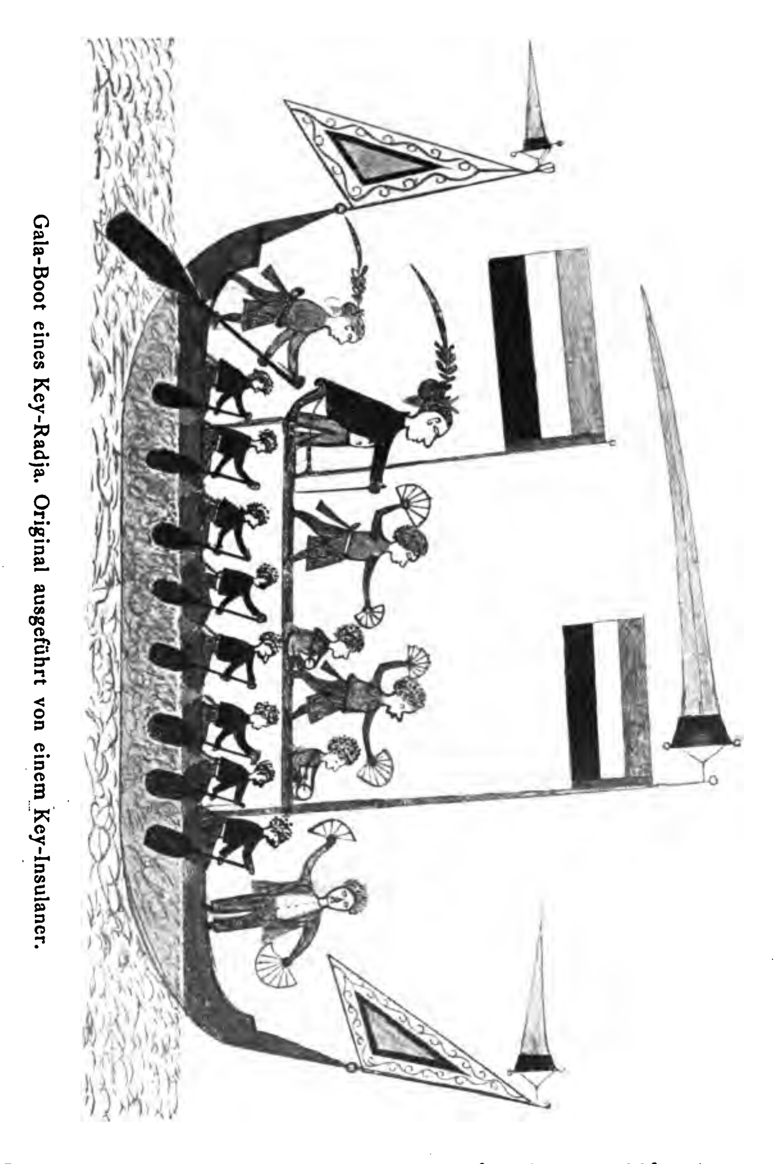
wirrenden Anblick glaubten wir, es mit einem Ausbruch feindseliger Kundgebungen zu thun zu haben. Allein der Hafenmeister klärte unsere Bedenken auf. Es wurde nämlich um diese Zeit die Ankunft des Regierungsgouverneurs von Amboina erwartet. Als daher die Eingeborenen am Vorabend unseren Dampfer erblickten, hielten sie ihn für den Kreuzer, der ihren toewan besaar auf seiner Inspectionsreise begleitete und waren nun in Gala zur officiellen Begrüssung erschienen. Nachdem die Papiere visirt waren, wurde der Anker gelichtet, und wir dampften mit halber Kraft die Toeal-Bucht hinauf. Die Fahrt ging durch einen engen Canal hauptsächlich zwischen zwei Korallenriffen, die zur Zeit der Ebbe mit Wasser bedeckt sind und halbwegs Toeal einander gegenüber liegen. Als wir uns der Negerei Toeal, dem Endziele meiner langen Seereise, näherten, zeigte sich eine neugierige Schaar bunt gekleideter Eingeborener auf dem Brückenkopfe, der zur Colonie gehörte.

Am 12. Juni 1885, Morgens gegen 10 Uhr, warfen wir auf der Reede von Toeal Anker. Mein Bruder Adolf und die übrigen Colonisten empfingen uns auf das Herzlichste. Während meines Aufenthaltes auf dieser Insel gab es Arbeit genug, doch in den Mussestunden war es meine grösste Freude, Land und Leute näher kennen zu lernen. Mit Hilfe der vertrautesten Häuptlinge gelang mir dies in ausreichender Weise.

Die Bezeichnung »Key« oder »Kii«, wie man vielfach irrig auf den Landkarten findet, soll von dem inländischen Ausdrucke »Ka - i« herrühren, was bedeutet: »Was sagst du?« Man erzählt sich, dass, als macassarische Händler zuerst auf diesen Inseln landeten und in ihrer malayischen Sprache nach dem Namen des fremden Landes frugen, sie von den Keybewohnern als Antwort erhielten: »Ka - i« (Was sagst du?). Diese Antwort soll alsdann von den Händlern als die Benennung der Inseln aufgefasst worden sein.

Die geometrische Darstellung der Key-Inseln war bisher auf sämmtlichen Seekarten sehr unrichtig und unvollkommen. Mein Bruder Adolf hat sich der Mühe unterzogen, auf Grund eigener Berechnungen und Aufnahmen eine Karte auszuarbeiten, welche auch später im Druck erschienen ist. Die Inselgruppe,

von den Eingeborenen »Evaw« benannt, welches bedeutet: »ausserhalb des Monsoons«, liegt südlich vom westlichen Theile Neu-



Gala-Boot eines Key-Radja. Original ausgeführt von einem Key-Insulaner.

Guineas und zwischen den Graden 132° 25′ und 133° 15′ östlicher Länge, 5° 10′ und 6° 10′ südlicher Breite. Sie besteht hauptsächlich aus zwei grösseren Inseln, von denen die östliche

Nuhu-Ju-ud oder Gross-Key und die westliche im Vereine mit den herumliegenden Inselchen Nuhu-Roa oder Klein-Key heisst.

Zu der grösseren, westlich gelegenen Insel gehören die folgenden kleineren Inseln als: Doelan, Puloe Papoea, Puloe Fair, Puloe Oboer, Doelan Laoet und viele andere; nördlich und westlich von diesen gelegen sind: Blair, Mass, Mataroa, Soea, Roemadan, Otran im Norden, während die Inseln Er, Godan mit noch vielen anderen in westlicher Richtung liegen. Im äussersten Westen, und auch noch zu der Key-Inselgruppe gehörig, befinden sich die Tiando-Inseln: Tiando, Taam, Waler, Miniai, Musoen, Ree und Anot, westlich von diesen liegt die »Puloe tiga«-Gruppe, bestehend aus Oning, Mangoer, Fadoa und weiter nördlich noch die Inseln Koor, Kambing, Meri und Boen.

Oestlich von Klein-Key oder Nuhu-Roa erstreckt sich vom Norden nach Süden die zweite Hauptinsel Gross-Key oder Nuhu-Ju-ud, was bedeutet »Jenseits«. Sie ist von Klein-Key durch einen tiefen schiffbaren Meereseinschnitt getrennt. Im Süden liegt die »Tenimber«-Gruppe, die gleichfalls noch zu den Key-Inseln gerechnet wird.

Die geologische Beschaffenheit der Key-Inselgruppe lässt die Behauptung begründet erscheinen, dass Gross-Key viel früheren Ursprunges ist, wie Klein-Key nebst den übrigen Inseln. Die Bergkette auf Gross-Key erreicht eine Höhe von circa 3000 engl. Fuss, während der übrige Theil der Inselgruppe nur wenige Hügel bis circa 500 engl. Fuss aufweisen kann.

Gross-Key ist ganz vulcanischen Ursprunges, während Klein-Key und die übrigen Inseln hauptsächlich aus Korallen bestehen und durch unterirdischen Druck 200—500 engl. Fuss über das Seeniveau emporgehoben worden sind. Dies beweisen die Mengen von halbverwitterten Muscheln, die noch heute auf den Hügeln zu finden sind.

Nach Aussage der vertrauenwürdigsten Häuptlinge fand vor 35 Jahren die letzte derartige Bodenerhebung statt, indem während eines starken Erdbebens Puloe-Nohowaid entstand. Seitdem traten bis April 1884 keine Erderschütterungen auf.

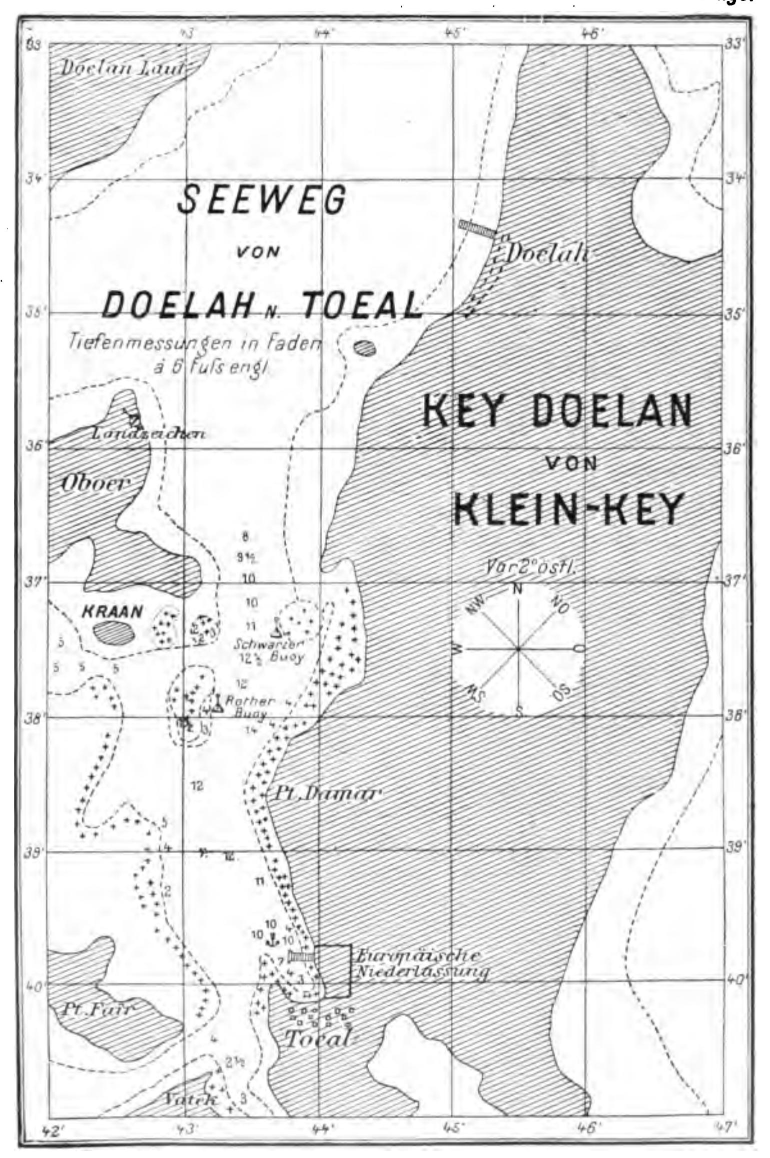
Jedes kleine Inselchen ist bis zum Wasserrand mit dichtem Gehölze bewachsen. Zwischen den Stämmen und Stämmchen

winden sich prächtige Schlingpflanzen, die wie ein enges Netz dem Passanten fast unüberwindliche Hindernisse bieten. Die Urwälder liefern verschiedene, seltene harte und weiche Holzarten, und hauptsächlich dieser Reichthum war es, der die Gründung einer deutschen Niederlassung veranlasste.

So bietet die Oberfläche des Landes durch ihren mannigfachen Farbenwechsel einen prachtvollen Anblick. Ein fast noch entzückenderes Bild entfaltet das Meer, dessen Grund von unzähligen, in den schönsten Farben schillernden Korallenarten wie von einem Teppich bedeckt ist.

Schiffe, die sich vom Westen her der Key-Gruppe nähern, dürfen bei Blair und Mass nicht allzu nah' schwenken, da sich 5 engl. Meilen in östlicher Richtung ein Korallenriff erstreckt, das bei Ebbe vom Meere bedeckt ist und an dessen äusserstem Rande das Lot tiefes, fahrbares Wasser anzeigt. Ist dieses Riff passirt, so lässt man die Negerei Doelah ein wenig an der Backbordseite liegen und bringt hierdurch das Schiff in tiefes und sicheres Fahrwasser. Doelah gegenüber schwenkt man zur Mitte der Insel Oboer und steuert auf das weisse Landzeichen los, das zur Sicherheit der nach Toeal bestimmten Fahrzeuge errichtet ist. Obiger Curs wird so lange beibehalten, bis das weisse, grosse Gebäude der Dampfsägerei an der Backbordseite in Sicht tritt; alsdann schwenkt man das Schiff allmälig und richtet den Curs schnurstracks auf das Gebäude, gleichzeitig Sorge tragend, dass man den schwarzen Buoy an der Backbord- und den rothen an der Steuerbordseite passiren lässt. Auf diese Weise nämlich läuft das Schiff klar von zwei am südlichen Ende von Puloe-Oboer sich dicht einander gegenüberliegenden Riffen.

Die Signalbuoys liegen am äussersten Rande der Riffe und in 12 Faden Wasser (1 Faden = 6 engl. Fuss). Die mittlere Fahrstrasse zeigt Tiefen von 8—12·5 Faden. Sind diese beiden Riffe passirt worden, so hält man das Schiff an der linken Uferseite bis zum Brückenkopf, woselbst sich ein stets wettersicherer und bequemer Ankerplatz in 10 Faden Wasser bietet. Schiffe, welche zu weit weg von der linken Uferseite vor Anker gehen, setzen sich der starken Strömung aus, welche vom Süden herkommt, und oftmals habe ich wahrgenommen, dass solche Schiffe mit dem Anker treiben.



Seeweg von Doelah nach Toeal.

Sowohl im Ost-, namentlich aber im West-Monsoon bietet die Reede von Toeal einen weit gesicherteren Hafenplatz, als Doelah, weil hier während der Dauer des SW-Monsoons in Folge des starken Wellenganges und der dadurch hervorgerufenen grossen Brandung das Schiff trotz zweier Anker einem Treiben ausgesetzt ist. Durch die natürliche und von allen Seiten geschützte Lage der Reede von Toeal dagegen ist ein starker Wellengang unmöglich.

Die Reede von Toeal gleicht in Manchem dem Hafen von Sidney in Neu-Südwales, ausgenommen, dass letzterer von höherem Terrain eingeschlossen ist.

Ausser der Reede zu Doelah und Toeal findet man im NO-Monsoon an der SO-Küste von »Doelan Laoet« einen sicheren und guten Ankerplatz. Bei Gross-Key sind die Reeden von »Eli« und »Haar« nur sicher im SW-Monsoon, während Veer als sicherer Ankerplatz gegen den NO-Monsoon benützt werden kann.

Besonderer Beachtung bedürfen die Fluthzeiten und die damit in Verbindung stehenden Erscheinungen. Der Unterschied zwischen der höchsten Fluth und der niedrigsten Ebbe beträgt 10 engl. Fuss. Die Fluth strömt in der Mitte von der Bucht, während die Ebbe noch längs des Küstenlandes läuft. Durch diesen Umstand entfällt der Zeitraum gänzlich, welchen der Seemann Stillstand oder Todtwasser nennt.

Eine sonderbare Erscheinung ist es, dass zur Zeit des Neu- und Vollmondes die Ebbe stark und die Fluth gering ist, während in den Zwischenperioden die Fluth an Stärke wächst und die Ebbe schwach ist. In der Regel sind auch die Nachtfluthen stärker, und stärker im West- als im Ost-Monsoon.

Weder auf Gross- noch auf Klein-Key findet man nennenswerthe Wasseransammlungen, welche als Flüsse oder Bäche bezeichnet werden könnten, und trotzdem herrscht auf der ganzen Inselgruppe weder Wassermangel noch lang anhaltende Dürre, wodurch die Vegetation in schädlicher Weise beeinflusst werden könnte.

Der SW-Monsoon setzt in der Regel gegen Mitte December unter heftigem und anhaltendem Regen ein und dauert

bis Ende März. Diese Regenmengen bilden wohl zur Zeit kleine Flüsse und Bäche, welche zur See abfliessen, sie trocknen aber auf, sobald mit Anfang April die Niederschläge sich vermindern und die Sonne ihre Wärmekraft fühlen lässt. Nun tritt mit Beginn des Monates April der Monsoonwechsel ein, der Himmel wird heiter, die Temperatur nimmt zu und Windstille abwechselnd mit leichten, veränderlichen Brisen gelten als die Vorboten des NO-Monsoons. Dieser hat in der Regel mit Ende April fest eingesetzt und weht als leichter Wind. Durch tägliche kleine, jedoch kühlend und erfrischend wirkende Gewitterschauer macht sich die Hitze in weit geringerem Masse fühlbar. Diese Gewitterschauer, sowie die Nachtnebel, welch' letztere in den Monaten Juni, Juli und August am stärksten auftreten, schaffen der Pflanzen- und Thierwelt reichliche Nahrung, bis gegen Ende October der NO-Monsoon allmälig nachlässt. October und November sind dann die einzigen Monate im Jahre, in welchen Pflanze und Thier unter der anhaltenden Dürre leiden müssen. Mit Beginn des November weht der NO-Monsoon nur noch als sanftes Lüftchen und verschwindet gegen Mitte December gänzlich, um einer meistens zu dieser Zeit herrschenden Windstille Platz zu machen, bis sich das Hereinbrechen des SW-Monsoons durch heftige Windstösse, verbunden mit schweren Regengüssen und Gewittern, kundgibt.

Die starken Regenströme des SW.-Monsoons schwemmen vielen Humus weg; es ist deshalb einleuchtend, dass im Allgemeinen die Humusschichte keine besondere Tiefe haben kann. Der Regen sickert bald hindurch in den Korall, und sumpfiges Terrain wird sehr selten gebildet. Man erstaunt über die üppige Vegetation; man bewundert die stattlich schlank emporgewachsenen Riesenstämme der Wildniss, die, der Erdschichte entbehrend, ihre langen Wurzeln über die nackte, felsige Oberfläche nach allen Richtungen hin in den gewagtesten Verschlingungen senden, um sicheren Halt zu suchen. Sie finden ihn endlich an einem Korallenblock, an den sie sich klammern und aus dessen porösem Gefüge die feinen Endwurzeln ihre Nahrung saugen.

Die nachstehende Tabelle zeigt die Durchschnitts-Ziffer der monatlichen Regenmenge, die Zahl der regenlosen Tage, den Durchschnitts-Stand des Thermometers und Barometers

nach eigenen Beobachtungen während meines Aufenthaltes auf den Key-Inseln.

Monat	Regenfall in *mm*	Regenlose Tage	Durchschnitts-Stand des	
			Thermometers	Barometers
Jänner	315·9	7	80—90° Fahrenheit im Schatten im Bureau gemessen.	29·70—29·90°.
Februar . . .	364·—	2		
März.	479·—	12		
April	292·—	11		
Mai	82·—	10		
Juni	70·—	8		
Juli	68·—	9		
August	65·—	5		
September . .	100·—	5		
October . . .	144·—	11		
November . .	269·—	10		
December. . .	357·—	4		

Frisches Wasser oder Süsswasser ist nicht überall auf den Inseln zu haben; es gibt viele Negereien, in denen wegen der steinigen Bodenbeschaffenheit solches nicht gefunden wird, so dass die Bewohner gezwungen sind, ihr Wasser weit her zu holen. Wie sich aus unseren vielen Versuchen ergeben hat, ist das Schlagen von Brunnen auf den Höhenzügen zur Erlangung von Trinkwasser fruchtlose Arbeit. Trinkwasser wird nur auf gleicher Höhe mit dem Niveau der See gefunden und da nur an solchen Stellen, an denen Korallformation vorherrscht. Sobald man aber auf Wasser gestossen, ist kein tiefer Brunnenschacht erforderlich, und ein kleines Loch genügt, um eine unerschöpfliche Wassermenge zu gewinnen.

In diesen kleinen, offenen Brunnenschächten steigt und sinkt der Wasserstand mit Fluth und Ebbe; je näher der Brunnen dem Strande zu liegt, desto salzhältiger ist das Trinkwasser, je weiter entfernt, umso wohlschmeckender. Der Kalkgehalt eines solchen Wassers ist enorm hoch und muss deshalb auf den menschlichen Organismus schädlich einwirken.

Die oben angeführten Bedingungen, unter welchen man einzig und allein Frisch-Wasser erlangen kann, dürften meines

Erachtens die noch bestrittene Frage lösen, ob Salz-, bezw. Seewasser durch langsames Hindurchsickern im Korallengebilde filtrirt wird, d. h. ob alle Ingredientien des Meerwassers an die Korallen abgegeben werden, so dass es als sehr alkalisches Süsswasser abrinnt. Dort, wo Quarz und Flintstein den Boden bilden, wird überhaupt kein Wasser gefunden. Diese Umstände ergeben ferner, dass die Inseln zur Viehzucht ganz ungeeignet sind.

Halbwegs längs der Westküste von Nuhu-Roa und in südlicher Richtung befindet sich eine grosse Bucht, die bei der



Oberer Theil des Wasserfalles bei Evoe.

Negerei »Totoat« sich verengt und gegen Süden in drei sumpfige, unschiffbare, zur Zeit der Ebbe ganz trocken liegende Arme ausläuft. Verfolgt man von »Totoat« aus diese Bucht in südlicher Richtung, so trifft man zu beiden Seiten nur niedriges, mit riesigen Mangrove-Büschen bewachsenes Land an; nach einer Stunde fleissigen Ruderns hebt sich das Terrain bis circa 50 engl. Fuss, und von dieser Höhe stürzt unter knatterndem Lärmen ein starker Fall von Süsswasser über die Felsblöcke in die Bucht.

Dieses Süsswasser entspringt einem Felsspalt auf der höchsten Spitze von Nuhu-Roa, bahnt sich in Windungen seinen Weg in der Breite von drei bis vier Metern zwischen

zerklüfteten Felsenwänden, die von beiden Seiten dicht bewachsen sind, bis es sich in der Bucht verliert. Die abfliessende Wassermenge ist in beiden Monsoons genau dieselbe und hat noch nie versagt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Sammelbassin, woraus dieser Wasserstrom gespeist wird, sich nicht auf Klein-Key oder den hierzugehörigen Inseln befindet, vielmehr liegt die Annahme nahe, dass dieser Felsspalt entweder in directer unterseeischer Verbindung mit Gross-Key oder mit Neu-Guinea steht.

Im Jahre 1645 traten die Key-Häuptlinge in ein Vertragsverhältniss zur N. I. Company. Nach etwa 20 Jahren wurde



Unterer Theil des Wasserfalles bei Evoe.

der Vertrag reformirt, und die Key-Gruppe ging an die Oberhoheit der N. I. Company über. Im Jahre 1882 verstärkte diese ihre Rechte auf die Inselgruppe in der Weise, dass sie in der Ortschaft Doelah einen ständigen Beamten bestellte, der unter dem Titel Posthouder (Posthalter) die magistratische Leitung führt und dessen Hauptaufgabe darin besteht, Frieden unter den verschiedenen Stämmen zu wahren und Streitigkeiten zu schlichten. Seit Kurzem dehnte die Niederl.-Indische Regierung die Befugnisse des Posthalters in einem gewissen Grade auch auf Europäer aus.

Diejenigen Gebräuche, welche seitens der Eingeborenen beobachtet wurden, bevor sie Unterthanen des Niederl.Indischen

Gesetzes wurden, erkennt die Regierung auch heutzutage noch an, nur mit dem Unterschiede, dass von der Bevölkerung neu gewählte Häuptlinge durch den Präsidenten zu Amboina genehmigt werden müssen und solche Genehmigung durch eine Patenturkunde bestätigt wird.

Die Key-Gruppe zerfällt in verschiedene Districte. Die im District wohnende Bevölkerung nennt den begrenzten Landbesitz ihr Eigen und hat zum Oberhaupte den Radja. Klein-Key und die hierzu gehörigen Inseln zählen neun Oberhäupter, und Gross-Key ebenfalls neun.

Dem Radja stehen in den grösseren Negereien seines Districtes Unterhäuptlinge, Kapala genannt, zur Seite. Zu diesen gehören als oberste der Orang-Kaja oder Abgeordnete seines Volkes, der Major oder Justizrath und der Kapitän oder Vorkämpfer. Des ersten Pflicht ist es, alle Klagen und Wünsche der Unterthanen dem Radja zu unterbreiten. In der Hand des Justizrathes liegen, wie der Name sagt, die Rechtsangelegenheiten, während der Kapitän die Unterthanen gegen den Feind befehligt. Nur diese drei Aemter sind von der Niederl.-Indischen Regierung als constitutionell anerkannt; neben ihnen gibt es aber noch den Orang-Tua, den gelehrtesten der Unterthanen und den Oepas, der als Polizist die niederste Würde bekleidet.

Die Aemter sind auf den ältesten Sohn der betreffenden Familie erblich übertragbar; in Ermanglung männlicher Erben wird ein Nachfolger aus dem Volke gewählt.

Der Radja erhält seitens der Niederl.-Indischen Regierung keine Besoldung, jedoch schmückt seinen Amtsstab ein silberner Knopf, welcher das Wappen der holländischen Regierung trägt. Nach Ablauf einer 25jährigen treuen Dienstzeit wird der silberne Knopf durch einen goldenen ersetzt, was in feierlicher Weise durch den Präsidenten persönlich geschieht.

Hat sich ein Häuptling durch hervorragende Leistungen im Dienste der Regierung ausgezeichnet, so verleiht ihm diese als höchste Auszeichnung einen grossen vergoldeten Sonnenschirm, pajong genannt. Ein besonderer Diener trägt nun diesen Schirm und sorgt, dass das zarte, braune Gesicht seines Herrn vor Sonnenstrahlen geschützt bleibt und er in der Kühle des Schattens einherwandelt.

Vor ungefähr vier Jahren ereignete es sich, dass Bewohner von Toeal gegen die europäische Colonie einen Aufruhr inscenirten und sämmtliche Europäer durch Mord ausrotten wollten.

Ein den Europäern freundlich gesinnter Häuptling verrieth jedoch den Plan, worauf Capitän A. Langen alle nothwendigen Vorsichtsmassregeln zur Sicherheit der Colonisten traf. Die Arbeiten wurden eingestellt, Tag und Nacht wurde unter Waffen Wacht gehalten. Die Haupträdelsführer waren Mohammedaner aus der Negerei Toeal, und darum ist es um so seltsamer, dass gerade durch Mithilfe eines mohammedanischen Würdenträgers der Aufstand der Bevölkerung gegen die Europäer im Keime erstickt wurde. Es gelang Capitän A. Langen, den mohammedanischen Orang-Kaja von Doelan Laoet zu überreden, in einem offenen Ruderboote ein Schreiben an den Präsidenten von Amboina nach Banda zu befördern, in welchem Capitän A. Langen um sofortige Entsendung eines Kriegsdampfers ansuchte, da die europäischen Ansiedler in der grössten Gefahr schwebten. Die Niederl.-Indische Regierung entsandte sogleich Hilfe, doch wurde der Streit durch den Präsidenten persönlich geschlichtet. Sämmtliche Radja's und andere Functionäre der Keygruppe mussten sich eidlich verpflichten, für die Sicherheit der Europäer gegenüber ihren Unterthanen Bürgschaft zu leisten.

Den eigentlichen Anlass zu dieser Revolte gab ein europäischer Schlosser, der dem mohammedanischen Major von Toeal, einer durch Alter schwachsinnig gewordenen Persönlichkeit, etwas kalte Asche auf die Kleider geworfen hatte, nachdem er ihn mehrere Male vergeblich ersucht hatte, ihn in der Arbeit nicht zu stören und das Fabrikslocal zu verlassen.

Seit Beilegung dieses Streites durch die Niederl.-Indische Regierung haben wir stets in vollkommenem Frieden mit der Gesammtbevölkerung gelebt, und ich bezweifle sehr, dass zu irgend einer Zeit ein Key-Bewohner den Muth gehabt hätte, Hand an einen der Ansiedler zu legen. Die grösste Furcht hatten die Eingeborenen vor unserer Mitrailleuse, nachdem sie Augenzeugen gewesen, was für Wirkungen die Handhabung eines solchen Geschützes nach sich zieht.

Einige Monate vor meiner Abreise von den Key-Inseln wurde jener pflichtgetreue Orang-Kaja von Doelan-Laoet wäh-

rend des Besuches des Assistent-Präsidenten Baron von Heuveln an Bord des holländischen Kreuzers »Samarang« unter grosser Feierlichkeit mit einem vergoldeten Sonnenschirm beschenkt, welche Auszeichnung die übrigen Häuptlinge mit nicht geringer Eifersucht erfüllte.

Im Jahre 1870 belief sich die Gesammtbevölkerung der Key-Gruppe auf 21.000 Seelen, wovon 6000 auf Klein-Key und die hierzu gehörigen Inseln, und 15.000 auf Gross-Key entfielen.

Die Volkszählung des Jahres 1881, welche nach dem vollständigen Erlöschen der Pockenepidemie abgehalten wurde, ergab eine Gesammtbevölkerung von 19.456 Seelen, und zwar für Klein-Key sammt Inseln 7459 und für Gross-Key, das durch die Pockenepidemie sehr stark heimgesucht worden war, von 11.977 Eingeborenen.

Die nachfolgenden Ziffern zeigen das Geburts- und Sterbeverhältniss für das Jahr 1881.

In 20 Negereien wurden geboren:

Personen männlichen Geschlechtes..	67
» weiblichen » ..	69
Zusammen	136 Personen.

In denselben Ortschaften starben im Laufe des Jahres 1881:

Männer	45
Frauen	24
Knaben	29
Mädchen	17
Zusammen	115 Personen.

Vorstehende Vergleichstellung ergibt einen Zuwachs von 21 Personen.

Ein Drittel der Gesammtbevölkerung bekennt sich zum Mohammedanismus, dessen Anhänger von Jahr zu Jahr an Zahl zunehmen. Diesen Uebertritt vom Heidenthume zum Mohammedanismus muss man in erster Linie dem Einflusse der arabischen Handelsleute und dem der sogenannten Hadjis zuschreiben. Hadjis sind Mohammedaner, die eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe des Profeten gemacht haben. Sie werden seitens der gewöhnlichen Bevölkerung fast als Heilige betrachtet und dem-

entsprechend verehrt. Hierdurch wissen diese Hadjis ihren Einfluss in solchem Masse auszubeuten, dass sie von den armen Glaubensgenossen lebenslänglich mit Kleidung und Nahrung versehen werden.

Vor etlichen Monaten starb einer von diesen einflussreichen arabischen Handelsleuten (ein Habib) im Alter von etwa 60 Jahren, der während seines kurzen, kaum zweijährigen Aufenthaltes auf Key bei der mohammedanischen Bevölkerung sich in solches Ansehen zu setzen wusste, dass man seinen



Moschee zu Toeal.

Leichnam in der Moschee zu Toeal bestattete und ihm ein Grabmal setzte, an dessen Fussende mehrere mohammedanische Eingeborene tagtäglich Gebete verrichteten, während über Nacht am Kopfende des Grabes stets Oellampen brannten.

Ich habe selbst gesehen, wie dieser Habib mehrere Hindus von Toeal getauft hat, die durch Geschenke, aus Geld und Waaren bestehend, zum Uebertritt verlockt worden waren. Wie mir aus sehr glaubwürdiger Quelle berichtet wurde, bezifferte sich die Summe, welche für den Uebertritt einer ganzen Hindu-Familie durch Sammlungen aufgebracht wurde, auf fl. 600 in klingender Münze.

Gerade dies letztere Beispiel steigerte den Bekebrungseifer der mohammedanischen Bevölkerung zu Toeal und Doelah, die verschiedene angesehene Hindu-Häuptlinge durch Anbieten reicher Geschenke zum Uebertritt verlockte. Die Kosten müssen die ärmeren Mitgläubigen, die beinahe wie Sclaven behandelt werden, durch Arbeit und Hungerleiden bezahlen.

Wie bekannt, muss ein Mohammedaner jeglichem starken Getränke entsagen, jedoch ein mir sehr gut bekannter Radja, der etwa 3o Jahre zählt und auf obige Weise verlockt zum Mohammedanismus übergetreten war, liebte es trotz des Verbotes sehr, bei seinen mir abgestatteten Besuchen einen tüchtigen Trunk Arak oder Genever als Abschiedsgruss zu nehmen, wobei ich natürlich versprechen musste, ihn nie zu verrathen.

Im Laufe des Jahres 1881 gelang es den Arabern in Verbindung mit den einflussreichsten und höchst fanatischen Hadjis, verschiedene Hindu-Häuptlinge zu ihrem Glauben zu bekehren, und in diesem Augenblicke verhandelt man über die Auslösungssumme, welche der Frau des heidnischen Radja von Toeal angeboten werden soll, in der Annahme, dass dann die stärkere Ehehälfte dem Beispiele willig folgen werde. Man munkelt auch schon, dass in dem Spiele die Mohammedaner Erfolg haben werden, und dass dieser Radja von Toeal, ein Mann von fast 65 Jahren, ehemals bekannt als geschworener Feind des Mohammedanismus, der sogar in jungen Jahren Menschenfleisch gekostet haben soll, bald dem gebratenen Schweinefleisch und der Arakflasche Lebewohl sagen wird. Letzteres möchte ich freilich, soweit mir der Häuptling bekannt ist, stark in Zweifel ziehen.

Dieser Radja von Toeal hatte manche sonderliche Eigenschaften. Wir Europäer verkehrten sehr gerne mit ihm, obgleich er höchst selten nüchtern auftrat. Durch seine persönliche Vermittlung oder die seiner Söhne gelang es uns, Leute zeitweilig zur Arbeit zu bekommen. Solange wir ihn mit Tabak und Arak reichlich versorgten, war er uns stets gut gesinnt und vertrat unsere Interessen neben den seinigen. Der schwarze Salonanzug, ein Geschenk meines Bruders, die weisse Weste, ein altes, steif gestärktes Faltenhemd mit breitem, umgelegtem Kragen und ein eingedrückter Cylinderhut passten vorzüglich zu der Gestalt und dem Range des Radja.

Das Auftreten der mohammedanischen Bevölkerung rief nicht allein grosse Unzufriedenheit unter den Anderen hervor, sondern war auch dem Gedeihen unserer europäischen Colonie nicht wenig hinderlich. Falls die Niederl.-Indische Regierung dem fanatischen Treiben der arabischen Händler nicht rechtzeitig energischen Einhalt thut, so wird sie schliesslich weit grösseren Schwierigkeiten begegnen als man annimmt.

Bevor sich die europäische Niederlassung auf den Key-Inseln ansiedelte, war den Eingeborenen Baargeld ganz unbekannt. Zwischen ihnen und den macassarischen Händlern bestand ausschliesslich Tauschhandel. Die eingetauschten Landesproducte waren hauptsächlich Holz, Tripang, etwas Perlmutter und Schildkrotschalen, Copra, Cocosnussöl und Farbwurzeln etc. Solange es an klingender Münze mangelte, hatte auch die einheimische mohammedanische Bevölkerung keine Gelegenheit, ihre angesehensten Glaubensgenossen nach Mekka zu senden. Wir waren gezwungen, baares Geld in Verkehr zu bringen, um die angestellten chinesischen Zimmerleute und gedungenen Javanesen zu entlohnen. So lernten die Eingeborenen den Werth und Gebrauch der Münze kennen, und nun verlegten sich auch etliche einflussreiche Mohammedaner darauf, von ihren Glaubensgenossen hinreichend Geld zu erbetteln, um die Pilgerfahrt nach Mekka ausführen zu können. Nach Verordnung der Niederl.-Indischen Regierung ist jeder Mekka-Pilger verpflichtet, vor Erhalt seines Urlaubscheines den Besitz von fl. 200·— vorzuweisen.

Seit meinem Aufenthalte auf Key ist die Zahl der Mekka-Pilger von Jahr zu Jahr gestiegen, und eben erhalte ich die Nachricht, dass 14 Eingeborene die Absicht haben, den nächsten Postdampfer zur Pilgerreise nach Mekka zu benützen.

Alles Baargeld, das unserseits von Macassar her nach Key gelangte, bekamen wir nie wieder zu Gesicht, was für uns ein grosser Nachtheil war.

Die mohammedanische Bevölkerung entstammt zum grossen Theile von Banda, Amboina und Ceram und bewahrt noch dieselben Sitten und Gebräuche, die man unter den Stämmen der Ostküste von Ceram antrifft.

Die Hindus dagegen sind theils ursprüngliche Bewohner der Key-Gruppe, theils stammen sie von Fremdlingen aus

Banda, Ceram und Neu-Guinea ab. Letztere unterscheiden sich im Körperbau sehr von den alten ansässigen Hindus.

Der echte Key-Bewohner ist ausschliesslich Hindu, von grossem, starkem Körperbau und kräftiger Muskulatur; eine breite, hohe, nach rückwärts sich neigende Stirne ziert das Gesicht, aus dem tiefdunkle und scharfe Augen mit langen Wimpern und Brauen hervorblicken. Die Nase ist lang und gut geformt, die Backenknochen stehen hoch, der Mund ist breit mit einer etwas nach vorne stehenden Unterlippe. Der Bartwuchs ist stark, die Barthaare sind etwas gekräuselt und tief



Original-Key-Stamm.

braun, während das abstehende Kopfhaar bis zur Schulter reichend lang gekräuselt und von schwarzer bis hellbrauner Farbe ist. Die Hautfarbe ist ziemlich dunkel, aber heller als die des Neu-Guinea- oder Papoea-Negers.

In früherer Zeit kleideten sich die Key-Bewohner in ebenderselben Art, wie es bei den Alfoeren von Ceram und Boeroe gebräuchlich war. Seit der europäischen Niederlassung jedoch, die viele macassarische und boutonesische Handelsleute heranzog, hat sich die Mode in der Kleidung wesentlich geändert; auch die Lebensweise ist nicht mehr die alte, indem viele bis-

her unbekannte Leckerbissen, wie getrockneter Fisch, Reis, Thee, Zucker etc., in's Land kamen und nunmehr zu den alltäglichen Lebensbedürfnissen gehören.

Puloe-Papoea war vor Jahren im Besitze von Neu-Guinea-Negern. Beständige Streitigkeiten zwischen diesen und dem Keystamme veranlassten letzteren, sich des eingedrungenen Feindes zu entledigen, und es gelang ihm, durch Vertreibung der Papoea-Neger wieder in den Besitz der Insel zu kommen. Von diesem Zeitpunkte an wurde seitens der Keyesen angeordnet, dass niemals ein Abkömmling des Keystammes auf der mit Fluch bedeckten Insel wohnen dürfe, weshalb denn auch bis auf den heutigen Tag Puloe-Papoea gänzlich unbewohnt bleibt. Es ist jedoch Jedem gestattet, auf diesem gemeinsamen Grundbesitz Holzstämme zu fällen, Gärten anzulegen, kurzum den Grund und Boden nutzbar zu machen.

Die beständigen Feindseligkeiten zwischen dem Key- und dem eingewanderten Papoea-Negerstamme haben eine Mischung beider Stämme durch Verheiratungen nicht behindern können. In Folge dessen trifft man noch heutzutage, und zwar auf allen Inseln der Key-Gruppe verstreut, einen Mischstamm von ganz bestimmten Eigenthümlichkeiten an; ein kleiner Theil desselben bekennt sich zum Mohammedanismus, während die übrigen Heiden geblieben sind.

Diese Mischlinge unterscheiden sich vom echten Keystamme namentlich durch ihr kurzes, gekräuseltes, dunkles Haar; Nase und Mund sind viel breiter, beide Lippen stark hervorspringend, die Hautfarbe ist wesentlich dunkler und der Körperbau sehr knochig. Hände und Füsse sind viel grösser und unregelmässiger geformt. Auch was Intelligenz anbelangt, steht dieser Mischstamm hinter den echten Keyesen weit zurück.

Die Abkömmlinge der Flüchtlinge und Eingewanderten von Ceram, Banda und Amboina sind von heller Hautfarbe, viel kleiner gebaut, mit zarterer Knochenbildung; sie haben langes, glattes Haar, kleine regelmässig gesetzte Zähne und bekennen sich fast ausschliesslich zum Mohammedanismus.

Die ganze Bevölkerung der Keyinsel-Gruppe zerfällt in zwei sich schroff abstossende, politische Parteien, die als Oer-Sia und Oer-Lima bezeichnet werden.

Von Gross-Key gehören die folgenden Radjas zur Oer-Sia-Partei:

Radja von Farntil,
» » Banda Elat,
» » Banda Eli,
» » Watlaar,
» » Langiar,
» » Reharim.

Von Klein-Key gehören die folgenden Radjas zur Oer-Sia-Partei:

Radja von Doelah,
» » Roemadian,
» » Roemat,
» » Wain,
» » Danar.

Von Gross-Key gehören folgende Radjas zur Oer-Lima-Partei:

Radja von Veer,
» » Langier,
» » Nerong.

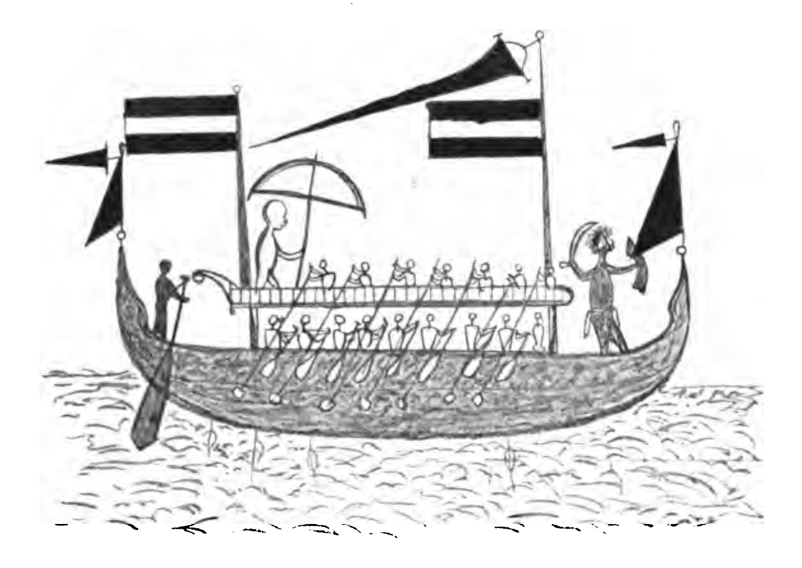
Von Klein-Key gehören folgende Radjas zur Oer-Lima-Partei:

Radja von Toeal,
» » Vaan,
» » Totoat,
» » Ibra.

In früheren Jahren lebten beide Parteien in beständigen Streitigkeiten und auf Kriegsfuss. In der Regel dauerte der Krieg gerade solange, bis ein Mann aus Versehen getödtet war, sei es durch einen schlecht gezielten Pfeil oder durch einen ungeschickt parirten Hieb mittelst des Klewang, eines langen, scharf zugespitzten Messers, dessen kurzer Holzgriff mit einem kleinen Busch aus Federn oder Ziegenhaar verziert ist.

Kein Eingeborener wird ohne Klewang getroffen; das Messer dient zugleich als Waffe zur Vertheidigung und als Werkzeug bei allen Arbeiten.

Die Behausungen der Eingeborenen sind sehr primitiver Art, sie ruhen auf Pfählen aus Holz oder dickem Bambusrohr und bestehen meistens nur aus kleinen Räumen. Die Wohnungen der Häuptlinge und Hadjis sind in der Regel ganz aus Holz gebaut und viel geräumiger. Dass die Wohnungen auf Pfählen von ungefähr vier bis sechs Fuss Höhe über der Erde gebaut werden, hat einerseits den Zweck, Schutz vor Insecten zu bieten, die namentlich während der Dauer des SW.-Monsoons sehr zahlreich auftreten; anderseits gewährt diese Bauart zur Zeit



Gala-Boot eines Key-Radja. Original ausgeführt von einem Key-Insulaner.

des NO.-Monsoons die Annehmlichkeit einer ständigen guten Ventilation. Die Luftströmung tritt durch die von geschlissenem Bambusrohr geflochtenen Matten, die den Fussboden bedecken, ein und verbreitet in der ganzen Wohnung Kühlung.

Die Seitenwände der ärmeren Hütten sind mit atap bekleidet; so nennt man die an der Sonne getrockneten Blätter der Sagopalme. Diese werden über ein dünnes Bambusrohr von etwa sechs Fuss gelegt und an dasselbe mittelst Rohr fest angeschnürt. Durch dichtes Uebereinanderlegen solcher ataps erhält das äussere Hüttengerippe eine gegen Regen, Wind und Sonne schützende Bekleidung, die aber immerhin auch den Insecten

eine Aufenthalts- und Brutstätte bietet. Die Dächer fallen steil ab und sind ebenfalls sehr dicht mit atap belegt, um ein Eindringen der starken Regenströme zu verhindern. Die getrockneten Blätter der Sagopalme fühlen sich fettig an und bekommen ausserdem durch das Austrocknen eine Glasur; diese beiden Umstände verursachen, dass die Regentropfen durch die Blätter nicht aufgesaugt werden können, vielmehr gleich heruntergleiten. Die Feuchtigkeit kann auf diese Weise nicht in das Innere der Wohnung dringen.

Eine gut ausgeführte Dachbedeckung aus atap braucht erst nach Verlauf von drei Jahren ausgewechselt zu werden,



Key-Krieger. Original ausgeführt von einem Key-Insulaner.

während das aus Bambusrohr hergestellte äussere Gerippe einer Hütte mit der Zeit wurmstichig wird und ungefähr nach Verlauf von sechs Jahren zerfällt.

An Stelle der atap-Bekleidung für die Seitenwände nimmt der Eingeborene auch die entblössten Stengel der Sagopalme (gawa-gawa genannt), indem er abwechselnd die vertiefte halbrunde Seite auf die erhabene, zwischen zwei Holzplanken in verticaler Lage fest aneinander legt und so eine dichte Wandbekleidung schafft, die durch den braunen Glanz der getrockneten Stengel dem Ganzen ein freundliches Aussehen verleiht.

Seitdem unsere Colonie auf den Key-Inseln sich niedergelassen hat, ist die Bauart der Wohnungen stellenweise wesentlich verbessert worden. Namentlich in Toeal haben viele armselige Bambushütten den hölzernen Plankenhütten in verbessertem Stile weichen müssen.

Die von Hadjis und Häuptlingen bewohnten Häuser modernen Stiles tragen an der Frontseite eine Veranda und sind fast ganz aus Eisenholz (kajeo bessi) gebaut. Eigenthümlich ist es, dass die Eingeborenen nie etwas lotrecht



Eigenthümliche Bauart in der Negerei Totoat.

machen können, weshalb denn auch sämmtliche Behausungen sehr windschief stehen. Hat der Eingeborene das zum Bau erforderliche Material zur Stelle, so richtet er seine Hütte mit einigen seiner Landsleute innerhalb einer Woche auf; ich habe selbst grössere Bambushütten in einem Zeitraume von drei bis vier Tagen aufbauen lassen. Die aus Balken und Holzwänden bestehenden Wohnungen erheischen längere Bauzeit, besonders dann, wenn Abfallbretter zum Bekleiden der Wände aus unserem Sägewerke erst — entwendet werden mussten.

Die Grösse der Häuser ist verschieden; sie hängt von der Zahl der Familienglieder ab, die Aufnahme finden sollen. In

der Regel lebt jeder Häuptling mit seiner ganzen Anverwandtschaft zusammen.

Das Innere einer solchen Wohnung ist in mehrere Abtheilungen gesondert. Zum Haupteingange, der gewöhnlich in der Mitte der Front liegt, führt von unten aus eine Hühnerstiege; ein Europäer vermag sie nur auf allen Vieren zu erklettern. Die erste Abtheilung bildet das Empfangszimmer; hier liegen auf der bereits erwähnten Fussbodenbekleidung andere Matten, von einer feineren Palmblattart geflochten,



Erstes Wohnhaus meines Bruders am Seestrande zu Toeal.

ausgebreitet. Zu einer jeden solchen Matte gehört ein langes Polsterkissen mit buntem Zeug überzogen. Die kunstvolle Stickerei an beiden Enden der Kissen verräth die Geschicklichkeit und Ausdauer der Hausfrau und Töchter. Aus dem Empfangszimmer führen nach allen Seiten Oeffnungen zu den Schlaf-, Wohn- und Esskammern der betreffenden, verheirateten Familienglieder; die Zwischenwände bestehen aus atap oder gawa-gawa. Hie und da sieht man als Zimmerschmuck farbige, schachtelartige Truhen stehen, die von Eingeborenen von Ceram und den Timor Laoet-Inseln aus Palmenblättern hergestellt sind und deren äussere Umhüllung mit aufgenähten, kleinen Muscheln reich verziert ist.

Wenngleich dieses Hausgeräth dauerhaft ist und jede Feuchtigkeit abhält, so hat es dennoch den Fehler, nicht verschliessbar zu sein, sondern kann nur mittelst Schnur zugebunden werden. Solche buntfarbige Schachteln dienen zur Aufbewahrung von Kleidern und sonstigen Hausgegenständen, während in einer kunstvoll ausgestatteten Holzkiste, mit einem ungeschickt angefertigten Vorhängschlosse versehen, der sogenannte Familienschatz verwahrt wird. Dieser besteht meistens aus vergoldeten und versilberten Schmuckgegenständen, aus Waffen etc., die sich von Kind auf Kindeskind vererbt haben. Der Eingeborene wird sich von seinem Familienschatze höchst selten trennen, es sei denn, dass er durch ein Vergehen verpflichtet ist, Strafgeld zu bezahlen. Er verpfändet wohl auch Sachen dieses Schatzes, jedoch kann ein solches Pfand nach Landessitte nicht verfallen, solange der Eigenthümer lebt.

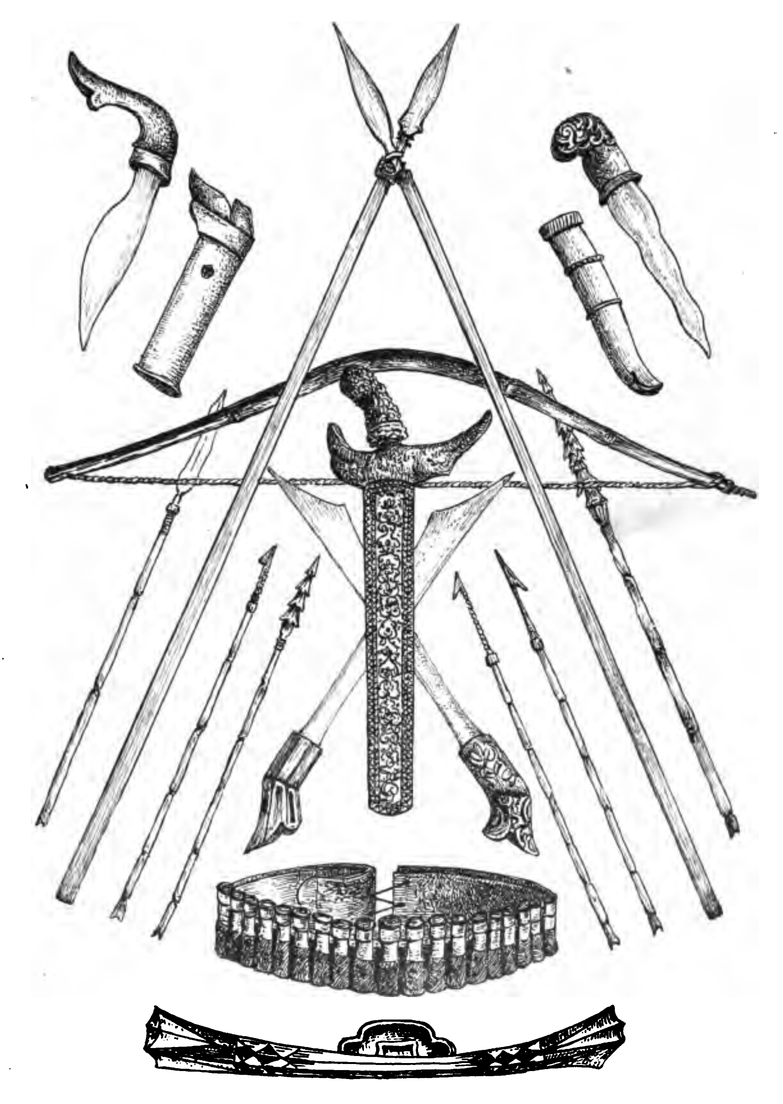
Dicht an das Wohnhaus anschliessend in einem kleinen Anbau befindet sich die Küche, wo die Tochter des Hauses oder vielleicht die Hausfrau selbst in irdenen oder gusseisernen Gefässen die kleine einfache Mahlzeit zubereitet. Das Kochgeschirr wird auf drei flache Steine über ein kleines Holzfeuer gestellt, das durch ununterbrochenes Anfachen mittelst eines Federfächers oder eines Lappens in Brand gehalten wird. Der Rauch durchzieht in dichter Wolke sämmtliche Wohnabtheilungen, vergebens sich einen Ausgang suchend, bis er endlich durch eine kleine Dachöffnung in's Freie entweichen kann.

Eine Ansiedlung von 4—50 solcher Behausungen bildet ein Dorf (kampong benannt). Die von Häuptlingen bewohnten Dörfer sind durch eine Ringmauer von 6 Fuss Höhe und $2^1/_2$ Fuss Breite aus harten Korallensteinen befestigt; ausserdem besitzt jedes grössere Dorf ein »roemah bitjara« oder das sogenannte Gemeindehaus, in dem Berathungen gepflogen werden und das Fremden als freies Nachtquartier dienen kann.

Die meisten Dörfer, mit Ausnahme jener auf dem Gebirgsrücken von Gross-Key, liegen am Seestrande, wodurch die Geschicklichkeit fast aller Eingeborenen in der Handhabung von Booten, Segeln, sowie ihre Tüchtigkeit im Schwimmen und Tauchen leicht erklärlich ist.

Zu jedem Dorfe gehört als gemeinsames Eigenthum ein gewisser Grundbesitz, dessen Grenzen durch die Häuptlinge festgesetzt sind. Von solchem Grundbesitz kann ein jedes Fa-

milienglied der betreffenden Dorfschaft nach Belieben und freiem Gutdünken Gebrauch machen. Hier kann der Ein-



Waffen der Key-Insulaner.

geborene jeden Baum fällen, kann Gärten anlegen, um seinen Bedarf an süssen Kartoffeln, Bananen etc. etc. zu decken; hier darf er die Sagopalme ausbeuten, Cocosnüsse etc. sammeln,

in der That Alles einheimsen, was er zum Lebensunterhalte und zum Handel nothwendig hat. Da seine Bedürfnisse nicht besonders zahlreich sind, so liefert ihm die Natur Alles ohne grosse Mühewaltung, bis auf seinen Schurz, den er sich beim Händler gegen Landesproducte oder Arbeitsleistung eintauschen muss.

Die auf einem solchen Gemeineigenthume stehenden Cocospalmen dürfen nur zur bestimmten Zeit eingeerntet werden, was alsdann die ganze Dorfschaft zu besorgen hat. Die geernteten



Sago-Wäsche.

Nüsse werden je nach Rang und Stand unter die betreffenden Familien vertheilt und jede kann alsdann ihren Antheil nach Gutdünken veräussern.

Die äussere faserige Umhüllung der Cocosnuss hat für die Key-Bewohner keinen besonderen Werth und dient als Brennmaterial, während sie in anderen Ländern zu mannigfachen Zwecken: zu Polsterfüllungen, Stricken, Matten etc. Verwendung findet. Auch die harte Nussschale weiss der Eingeborene nur theilweise zu gebrauchen, er verfertigt aus ihr Esslöffel, Ringe u. dgl. m. Die Milch der reifen Nuss wird als werthlos verschüttet, dagegen wird die der grünen Nuss als

kühlender und erfrischender Trank gebraucht. Der gereifte Nusskern wird entweder verrieben und aus der Masse das Cocosnussöl (minjaq kalapa) gewonnen, oder er wird getrocknet und gelangt dann unter dem Namen Copra in den Handel. Diese Copra wird auf den Key-Inseln von den Händlern gegen andere Waaren eingetauscht und nach Macassar oder Soerabaiya verschifft.

Das frisch gewonnene Cocosnussöl ist fast wasserhell und hat absolut keinen unangenehmen Geruch oder Geschmack. Es vertritt in der Küche die Stelle von Butter, Fett oder Schmalz. Wir bezahlten für eine Geneverflasche, enthaltend circa $1^1/_2$ Liter frisches Oel, fl. 1·— in Geldwerth. War uns frühzeitig der Vorrath an condensirter Milch ausgegangen, so benützten wir die frische Milch von grünen Nüssen, welche vollkommenen Ersatz bot. Zur Herstellung von Copra wurden die Kerne in grössere Stücke geschnitten, auf einem primitiven Holzrost ausgebreitet und langsam durch die Rauchwärme eines kleinen Feuers getrocknet, wobei die faserige Umhüllung der Nussschale als Brennmaterial dient. Es ist einleuchtend, dass dieser Vorgang der Trocknung sehr zeitraubend und langsam ist.

Im Allgemeinen legen die Eingeborenen sehr wenig Werth auf Körperpflege, jedoch zeigt sich die mohammedanische Bevölkerung reinlicher wie die Uebrigen. Gebrauch von Seife ist fast gänzlich unbekannt, als Hauptreinigung des Körpers dient ein Seebad. Wird die Haut durch häufiges Baden in der See zu spröde, so wird sie mit Cocosnussöl eingerieben.

Eine grosse Zahl der Inselbewohner leidet an ansteckenden Hautausschlägen, »kascado« genannt, man wendet aber keine Mittel an, die Verbreitung dieser Krankheit zu verhindern. Eine andere unheilbare und zugleich übertragbare Krankheit ist »beri-beri«, sie tritt in Holländisch-Indien allgemein ziemlich stark auf und fordert jährlich viele Opfer. Soviel mir mitgetheilt wurde, hat man den eigentlichen Keim dieser ansteckenden Krankheit bisher nicht gefunden. Beri-beri zeigt sich zuerst als Anschwellung in den Füssen und ist mehr oder weniger, je nach dem Stadium der Krankheit, mit Fieber verbunden; sie schreitet in der Regel schnell vorwärts und erlöst den Behafteten bald durch den Tod. Dank der Bodenbeschaffenheit tritt Malaria auf der Key-Gruppe nicht heftig auf; ich beobachtete,

dass diejenigen Arbeiter, die wir von Java, Celebes und Ceram herüberkommen liessen und die vielleicht schon früher den Keim dieses Fiebers in sich trugen, auch bei uns von Anfällen nicht verschont blieben. Meist trat die Malaria zur Zeit des SW.-Monsoons auf. Die Pocken, die fortwährend mehr oder weniger unter den Eingeborenen der Molukken wüthen, brachen in den Jahren 1886—1887 unter den Bewohnern der Key-Gruppe sehr stark aus, am meisten jedoch unter der Bevölkerung von Gross-Key, von der wenigstens zwei Drittel damals der Ansteckung erlagen. Die hohe Sterbeziffer wurde wohl deshalb erreicht, weil die Inselbewohner die Kleider der Verstorbenen trugen oder aufbewahrten.

Mein Bruder hatte es nicht unterlassen, sofort von den ersten Anzeichen der ausbrechenden Epidemie die holländische Regierung in Kenntniss zu setzen und gleichzeitig um Zusendung von Impfstoff zu bitten, um persönlich die Bewohner von Toeal zu vacciniren. Da jedoch sein Gesuch nicht in der vorgeschriebenen Form abgefasst und auch nicht an das richtige Amt adressirt worden war, so kam er nicht in den Besitz des Gewünschten. Wir waren deshalb gezwungen, Impfstoff direct von Macassar zu beziehen. Zuerst vaccinirte mein Bruder die Kinder und übertrug von diesen den Impfstoff auf diejenigen Erwachsenen, die der Sache volles Vertrauen entgegenbrachten. Auch besuchte er während der Dauer der Epidemie Gross-Key und berichtete, dass er Dörfer gefunden habe, in denen die Kinder halb verhungert herumliefen, während deren Eltern entweder an der Seuche darniederlagen oder sich aus Furcht vor Ansteckung in das Innere des Landes geflüchtet hatten. In anderen Ortschaften fand er die Todten unbestattet in den Hütten, den verhungernden Hunden zur Nahrung preisgegeben. Die Lebenden mit Nahrungsmitteln zu versorgen, war natürlich unsere erste Sorge, jedoch hielt es schwer, Mannschaft zur Bedienung der Boote zu bekommen. Erst nachdem mein Bruder bekannt gegeben hatte, dass, im Falle er von den Pocken angesteckt werden würde, man ihn ermorden dürfe, fassten die Leute Vertrauen und liessen sich zur Hilfeleistung herbei. Sogleich wurden acht grosse Ruderboote ausgerüstet und mit Reis, süssen Kartoffeln, Sago, Zuckerrohr, Bananen etc. zur Vertheilung unter die Hungerleidenden beladen. In Folge der sorgfältigen Durchführung der in solchen Fällen nöthigen

Vorsichtsmassregeln kehrte das gesammte Rettungscorps gesund von der Expedition heim, natürlich zum grössten Erstaunen der übrigen Bevölkerung.

An der Ostküste von Key-Doelan im Dorfe Defour wohnen zwei »Albinos«, sie sind Brüder im Alter von 18—25 Jahren und Abkömmlinge geflüchteter Bandanesen. Ihre Hautfarbe ist blassroth, die Augen sind klein, die Pupille weiss mit rothem Augapfel; bei Tageslicht bedecken sie beständig die Augen und können nur im Halbdunkel scharf sehen. Ihr Kopf ist mit einem dichten Wuchs von langen schneeweissen Haar bedeckt, und die der Sonne ausgesetzten Körpertheile sind stark durch braune Flecken verunstaltet.

Die Bewohner der Key-Gruppe haben ihre eigene Sprache, nichtsdestoweniger verstehen viele, insbesondere die Häuptlinge und Mohammedaner, das Malayische, dessen wir uns beständig bedienten und das wegen seiner Einfachheit leicht zu erlernen ist.

Im Allgemeinen sind die Keyesen sehr träg und unverlässlich, Eigennutz und ein Hang nach Betrug zeichnen sie unvortheilhaft aus. Die Kinder werden zwar frühzeitig zu allen möglichen Arbeiten herangezogen, aber mit den Jahren wächst auch bei ihnen die Neigung zum Faulenzen und Nichtsthun, bis sie wieder im höheren Alter von ihrem Nachwuchs zur Arbeit gezwungen werden.

Gleich nach der erfolgten Geburt eines Mädchens wird von den Eltern ein Bräutigam in Aussicht genommen und mit dessen Eltern über den später zu zahlenden Brautschatz verhandelt. Letzterer besteht gewöhnlich aus gongs, lilas (alte Gewehre) und miriams (alte Metallkanonen), sowie aus anderen Werthsachen in der Schätzungshöhe von fl. 300·— bis fl. 1200·—.

Dieser Brautschatz geht später in das Eigenthum der Eltern der Braut über. Konnte dieser Brautschatz seitens der Eltern des Bräutigams bis zur Hochzeit nicht zusammengespart werden, so wird die Familie und, sofern es sich um einen Häuptling handelt, der ganze ihm unterstellte District herangezogen, die erforderliche Summe aufzutreiben.

Zur Hochzeitsfeier werden nicht allein die Verwandten und Bekannten, sondern auch sämmtliche Dorfbewohner geladen, wobei eine jede Familie ihren Antheil zum Hochzeitsschmause beiträgt, indem sie Backwerk aus Sago, Reis und

Kamiri-Nuss, gebratene mit Zucker überstreute süsse Kartoffelschnitten etc. in Hülle und Fülle zur Vertheilung verabreicht. Ausserdem macht bei der fröhlichen Gesellschaft der Palmwein (sagoe-ajer) in Bambusrohren stets die Runde. Ist bei allen Gästen auf diese Weise Hunger und Durst gestillt, so begeistern sie sich durch Tanzen, Sang und eintönige Musik bis tief in die Nacht hinein. Nicht zu vergessen ist das sirih- und Tabakkauen, dem sowohl von Männern, wie von Weibern in grossem Masse gehuldigt wird.

Findet der junge Mann, dass die ihm auf solche Weise aufgezwungene junge Frau nicht passt, so ist es ihm erlaubt, sich von ihr scheiden zu lassen. Die Eltern der Braut haben in diesem Falle ein Drittel des bereits bezahlten Brautschatzes an die Eltern des jungen Mannes zurückzuzahlen. Es ist einleuchtend, dass diese Art der Eheschliessungen oftmals zu Ehebruch verleiten muss, obwohl gerade dieses Verbrechen nach altem Gebrauch von der Bevölkerung hart bestraft wird. Grosse Streitigkeiten zwischen den Familien erhoben sich aus solchem Anlasse, Brand und Verwüstungen sind oft das Ende dieser Fehden gewesen. Derartige und andere Unsitten bei einem uncivilisirten Volksstamme mit einem Schlage auszurotten, ist unmöglich, es wäre aber auch unrathsam, mit allzu grosser Strenge vorzugehen. Die Regierung hält sich daher mit Recht bei vielen Vergehen an die landesübliche Art des Schlichtens von Streitfragen, um dem Schuldigen sein Unrecht darzuthun.

Am häufigsten kommen Grenzstreitigkeiten vor. Gerade in diesem Falle erscheint es vortheilhaft, von der Weise, in der von altersher derartige Streitfälle behandelt werden, nicht abzuweichen. Das Vorgehen war aber folgendes. Jede der um die Grenzen des Besitzthumes streitenden Parteien wählt aus ihrer Mitte eine Person, die dem Urtheile Gottes anheimgestellt wird. Nach dem Glauben der Eingeborenen wird ihr Gott innerhalb eines Zeitraumes von drei Monaten die Person, die sich im Unrecht befindet, durch Krankheit oder Tod strafen; offenbart sich das Gericht des Gottes weder an der einen noch an der andern Partei, so hält man den Streit für eine beiderseits verschuldete Ungerechtigkeit und er findet dadurch einen friedlichen Ausgleich, dass von unparteiischen Häuptlingen oder durch die angrenzenden Dorfschaften das bestrittene Eigenthum gleichmässig aufgetheilt wird.

Als Inselbewohner und auf den Verkehr mit den Nachbarinseln angewiesen, bewegt sich der Keyese hauptsächlich auf dem Meere und hat in der Erbauung von grösseren und kleineren Fahrzeugen eine Geschicklichkeit erlangt, die selbst das Erstaunen europäischer Schiffbautechniker hervorruft. Schon im Alter von 8—10 Jahren sieht man den Knaben beim Schiffbau thätig, und diese frühe Uebung macht ihn zum Meister. Der Keyese baut aber die Schiffe nicht blos zum eigenen Bedarf, er versorgt auch die benachbarten Aroe-Inseln mit Booten zum Fang von Perlmuttermuscheln und findet Absatz für die Werke seiner Fertigkeit auf den Banda-Inseln. Zur Saison sieht man ganze Kettenzüge dieser Fahrzeuge von einem grösseren Schoner bugsirt hinaus auf die See fahren, wobei es nicht selten geschieht, dass etliche durch den Wellengang sich lösen und in Verlust gerathen. Die Grösse der auf den Key-Inseln erbauten Fahrzeuge schwankt zwischen einem kleinen Canoe oder Ruderboot, das zum Schildkrötenfang geeignet ist, und einem Schoner von circa 150 Tonnen Tragfähigkeit. Sämmtliche sind vorzüglich modellirt und erweisen sich als gute und flotte Segler. Es ist eigenthümlich, dass die Insulaner zuerst die äussere Bekleidung des Fahrzeuges anfertigen und alsdann das Gerippe aus natürlichen Krummhölzern einbauen; also umgekehrt zu unserer Bauweise. Sie verwenden ausschliesslich grünes, beziehungsweise frisches Holz; das Biegen der Planken geschieht nicht durch Dampfbad, sondern die Planke wird gleich im Vorhinein aus einem vollen Stamm gehauen. Die einzelnen Planken werden mittelst hölzerner Stiften befestigt und wenn auf diese Weise der ganze Rumpf des Fahrzeuges aufgebaut ist, so setzt man die Rippen ein, die nach Modellen aus gaba-gaba direct im Walde gekappt und zubereitet werden. Wegen des unbegrenzten Reichthumes an gutem Holz braucht der Insulaner keine Sparsamkeit zu üben. Zum Abdichten des Schiffsrumpfes dient ein Pflanzenschwamm, der die Eigenschaft besitzt, im Wasser sich auszudehnen. So werden die Schiffsplanken fest aneinander getrieben und das Ganze hält wasserdicht, so gut es eben die angewendeten Mittel gestatten. Zu guter Letzt erhält der Schiffsrumpf bis zur Luftlinie an Stelle eines Oelfarbenanstriches oder einer Kupferbekleidung eine solche aus einer Mischung von Korallenstaub und Cocosnussöl. Gebrannte Korallen werden fein durchgesiebt, der gewonnene Kalkstaub wird mit Cocosnussöl zu einem kitt-

artigen Brei vermengt. Als Trog hierzu verwendet man einen aus einem Eisenholzstamme hergerichteten Mörser, dessen Boden spitz zuläuft; zum Vermischen dienen zwei meterlange nach unten zugespitzte, aus hartem Holze ausgesuchte Stangen. Sechs bis zehn Neger stellen sich um den Mörser herum und stossen beständig mit den Stangen auf den zugespitzten Boden des Mörsers. Hierdurch findet eine sehr genaue und gleichmässige Vermischung des Oeles mit dem feinen Kalkstaub statt. Hat das Ganze die Steife eines Brotteiges, so wird der Brei mittelst flachen, hölzernen Handschaufeln auf die Aussenseite der Schiffsplankung in der Dicke einiger Millimeter aufgetragen. Die Masse adhärirt an der rauhen Plankenfläche und trocknet rasch an der Luft. Indess darf der Anstrich nicht allzu lange der Luft ausgesetzt sein, sonst blättert er sich allmälig wieder ab. Im Salzwasser scheint die Bekleidung sich noch mehr zu verhärten und hält ziemlich lange an. Ein derartiger Ueberzug verhindert auch das Zerstören des Schiffrumpfes durch Muschel- und Schalthiere etc., denn das ungeschützte Eisenholz würde, dem Seewasser ausgesetzt, binnen einigen Monaten durch derartige Thiere gänzlich vernichtet werden.

Alle Werkzeuge, deren sich die Leute bei ihren Arbeiten bedienen, und zu denen namentlich keilförmig geschmiedete Stahlaxen, Meissel, Klewang, Buschmesser, Angeln etc. gehören, werden von eingewanderten Ceramesen angefertigt. Der Schmied, »orang bessi« genannt, gilt unter ihnen als eine wichtige Person, seine Arbeit wird weit höher geschätzt, als sämmtliche von Europäern importirte Stahlwaaren. Fast in jeder grösseren Negerei wohnt ein orang bessi, den man vom Morgen bis Abend fleissig beschäftigt sieht. Alte Nägel und sonstige Abfalleisenstücke schweisst er in einem Holzkohlenfeuer zusammen, das mittelst eines sehr primitiv hergestellten Blasebalges geschürt wird. Sein Feuerbursche sitzt auf einer etwa 3 Fuss hohen, aus Bambusrohr hergestellten Bank und wendet die ganze Körperkraft an, dem Feuer einen beständigen, frischen Luftzug zuzuführen. Der Blasebalg besteht aus zwei sehr weiten Bambusröhren von ungefähr 2 Fuss Länge, an deren unterem Ende ebenfalls ein kleines Bambusrohr in ein gemeinschaftliches grösseres endet, durch das die Luft dem Schmiedefeuer zugetrieben wird. In jedem der beiden grösseren Röhren, welche als Luftkessel dienen, befindet sich ein dünner, hölzerner Speer,

an dessen unterem Ende feine, lange Hahnenfedern befestigt sind. Das beständige, gleichmässig abwechselnde Niederdrücken dieser Speere bewirkt abwechselnd ein Oeffnen und Schliessen der in den Bambuscylindern angebrachten Lederklappen, und führt einen beständigen Luftstrom dem Feuer zu. Der Umstand, dass die Insulaner diese Schmiedewaaren den importirten vorziehen, zwang uns, derartige Gegenstände zum Wiederverkauf von eingewanderten Ceramesen zu beziehen, wobei wir die Ueberzeugung hatten, dass manches Stück aus dem unserer Colonie entwendeten Eisen hergestellt war.

Ausser dem Schiffbau wird auch die Thonbrennerei, namentlich in verschiedenen Ortschaften auf Gross-Key, betrieben. Die dabei verwendete Thonerde ist vorzüglich; die fertiggestellten grossen und kleinen Gefässe sind verhältnissmässig gut modellirt und gearbeitet. Die Thongeschirre finden auf den benachbarten Inseln Absatz und werden auch von Händlern nach Macassar und Banda etc. als Handelsartikel verführt.

Der ungeheuere Reichthum an verschiedenen Sorten weichen, harten und edlen Holzes, deren Verwerthung den Eingeborenen unbekannt ist, bildet den wesentlichsten Ausfuhrartikel nach dem Westen. Hauptsächlich wird das sogenannte kajeo bessi (Eisenholz) in roh zugehauenen Balken oder Planken mittelst kleiner Schoner durch arabische und macassarische, sowie ceramische Händler nach Banda, Amboina, Macassar etc. verschifft.

Mit Rücksicht auf den bequemeren Transport hatte man die in unmittelbarer Nähe des Strandes sich befindlichen Stämme dieser Holzart zuerst abgeschlagen; auch wählte man stets nur jüngere Bäume, welche Balken von 100—250 Millimeter im Quadrate ergaben, bei einer Länge von 3·5—4·5 Meter. Der Umstand, dass die Bevölkerung nicht angehalten wird, für weiteren Holznachwuchs Sorge zu tragen, erklärt, dass in der Nähe des Strandes stellenweise kein kajeo bessi mehr zu finden ist. Erst mit der Niederlassung der deutschen Colonisten, welche darauf Bedacht nahmen, grosse, alte Baumstämme zum Verarbeiten zu bekommen, liessen sich die Insulaner herbei, auch diese zu fällen.

Das unebene, steinige Terrain gestaltete den Transport der gefällten Baumstämme sehr schwierig und war auch die Ursache, weshalb die Balken gleich an Ort und Stelle vierkantig

zugeschlagen wurden. Zum Fällen der Stämme bedient sich der Eingeborene eines einzigen Werkzeuges, nämlich einer keilförmigen Axt. Mittelst dieser ist er im Stande, in ziemlich kurzer Zeit Bäume niederzustrecken, die einen Balken von 50 Centimeter im Quadrat liefern. Das weitere Verfahren ist primitiv. Der von Rinde entblösste Stamm wird ziemlich rechtwinkelig in sehr geschickter Weise behauen. Trotz des mit dieser Art von Arbeit verbundenen grossen Holzverlustes und überflüssigen Zeitaufwandes ist man nicht im Stande, den Eingeborenen von seiner alten Sitte abzubringen. Das stumpfe Ende des Balkens wird abgerundet, um für den Transport eine bessere Gleitfläche zu schaffen. Viele Mühe kostet es, den Balken aus dem Dickicht des Waldes auf den offenen Pfad zu bringen; ist dies gelungen, so legt man in gewissen Abständen runde Hölzer hin, auf denen der Balken leicht vorwärts geschoben werden kann. Zu diesem Transporte sind je nach der Grösse des Holzklotzes 2 bis 20 Mann erforderlich.

Was andere Ausfuhrproducte anbelangt, so könnte die Key-Gruppe eine reiche und vortreffliche Ernte an Seeschnecken (tripang) liefern, vorausgesetzt, dass einerseits das Recht der Seefischerei nicht allein auf die Key-Insulaner beschränkt wäre, anderseits, dass der Process der Trocknung dieses Erzeugnisses gründlicher und geschickter durchgeführt würde. Unter den obwaltenden Umständen jedoch liegt dieser sehr ertragfähige Handel ganz still. Die Qualität des tripang ist eine vorzügliche; trotzdem ist es der deutschen Colonie nie gelungen, in diesem Handelsartikel mit anderen Gegenden concurriren zu können. Tripang wird hauptsächlich nach China exportirt und bildet unter den Chinesen ein Hauptgenussmittel. Es wäre im Interesse der Niederl.-Indischen Regierung gelegen, die Tripangfischerei gegen eine Vergütung an die Gesammtbevölkerung zu verpachten. Auch der grosse Reichthum an sehr guten Fischen könnte einen recht ergiebigen Ausfuhrartikel bieten, da getrocknete Fische, die von den Eingeborenen im ganzen Ost-Indischen Archipelago gegessen werden, gute Preise erzielen.

Perlmutter-Muscheln von ebenso vorzüglicher Qualität, wie die in den Gewässern der benachbarten Aroegruppe gefundenen, liegen auch hier noch als todter Schatz. Ihre Gewinnung gestaltet sich freilich in Folge des sehr unebenen Seebodens schwierig. Wunderschöne Exemplare von Perlmutter-

Muscheln wurden in seichtem Wasser bei sehr niedrigem Wasserstande und ohne Tauchapparat aufgefischt; es unterliegt gar keinem Zweifel, dass die beckenartigen Bodenvertiefungen eine Menge solcher Muscheln bergen müssen. Auch die kleineren Seemuscheln, die in den europäischen Handel kommen, finden sich im Ueberfluss und werden sowohl von der deutschen Niederlassung, wie von den anderen Händlern exportirt.

Meine Perlenfischerei im kleinen Stile, welche nur Versuchszwecken diente, zeigte gute Resultate. Man fand Perlen in verschiedenen Muschelarten, werthlose und werthvolle, weisse und schwarze, von der Grösse eines Stecknadelkopfes bis zu der einer mittelgrossen Erbse. Im Allgemeinen wird nicht speciell nach Perlen gefischt, sondern nach der Perlmutterschale, und hierbei kommt es vor, dass in den Schalen Perlen gefunden werden. Diese Perlen befinden sich jedoch nicht immer in oder an der Auster selbst, sondern sie können auch im Innern der Schale, die aus einzelnen Schichten besteht, in einer Vertiefung liegen.

Da die gewöhnliche Perlmutterschale meistens weiss ist, so haben die vorkommenden Perlen fast in allen Fällen diese Farbe. Schwarze Perlen finden sich sehr selten in weissen Schalen, daher kommt es, dass schwarze Perlen als Seltenheiten so gute Preise im Handel erzielen. Meine Perlenfischerei beschränkte sich hauptsächlich auf die gewöhnliche Muschelart mit dunklen Schattirungen im Innern. Die Perlen solcher Schalen waren stets von glänzender aschgrauer und graphitartiger Farbe. Eingeborene brachten mir auch Perlen, die sie in Fischen gefunden hatten, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem Auge »ikan mata« (Fischaugen) genannt. Solche Perlen waren entweder kugelrund oder ein wenig flach gedrückt, mit einem weissen oder braunen Mittelpunkte, der von einem rosa- oder gelbfärbigen Ringe umschlossen ist, von dem reguläre Ringe zur Peripherie laufen.

Auch in Cocosnüssen kamen Perlen vor, die aber von den anderen ganz verschieden sind. Sie waren eirund von der Grösse einer Haselnuss, von milchigem Aussehen, fettig sich anfühlend und strahlig; die Glanzstrahlen liefen in der Längsachse.

Da mir bekannt war, dass die Austerperle als ein krankes, abgestorbenes Organ der Auster angesehen wird, ich jedoch aus verschiedenen Gründen die Annahme hegte, dass die Perle

eine kalkartige Ausscheidung des Thieres resp. der Pflanze sein müsste, so versuchte ich Exemplare der verschiedenen Perlarten in Säure zu lösen, und in der That fand mittelst Salzsäure eine vollständige Lösung derselben statt. Die Lösung geschah unter Brausen und war eine regelmässige, d. h. von jedem Punkte gleichmässig ausgehend und ohne irgend welchen Rückstand, der auf irgend einen fremdartigen Stoff hingedeutet hätte.

Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, dass das Süsswasser eine grosse Menge Kalk enthält; als Beispiel hierfür diene, dass ein mit anscheinend klarem Süsswasser gefülltes Glas nach einigen Stunden durch langsames Verdunsten eine dünne Kalkschichte als Ausscheidung zeigt.

Es muss fernerhin angenommen werden, dass die ganze Vegetation eine Menge gelösten Kalkes durch die Zellen aufsaugt, welcher sich nachher wieder im Safte ausscheidet und allmälig eine feste Form annimmt. Diese Erscheinung habe ich besonders bei alten Baumstämmen des kajeo bessi gesehen, die, mit der Säge in der Längsrichtung durchschnitten, im Kerne des Holzes Ablagerung von fester Kalkausscheidung zeigten.

Es dünkt mir deshalb nicht unmöglich, dass eine ähnliche Aufsaugung von gelöstem Kalke im Stamme der Cocospalme stattfindet und ein Kalküberschuss in der Milch ausgeschieden wird, welcher sich wieder mit dem Fett derselben verbindet und deshalb das fettige Anfühlen zur Folge hat. Die mehr oder weniger ovale Form solcher Perlen schreibe ich der regelmässigen Bewegung der Palmenspitze im Winde zu. Das grosse und lockere Zellengewebe des Palmenstammes schliesst vielleicht die Kalkausscheidung nicht so fest ein, wie bei den hartstämmigen Hölzern, und scheidet den Kalküberschuss erst in der Nuss aus.

Dr. Harley in London interessirte sich sehr für die Mittheilungen meiner Wahrnehmung in Bezug auf die Ausscheidungen von Kalk in Pflanzen und bezeichnete sie als sehr wichtig, denn er schrieb mir im April 1889: »The information you have just given me about the quantity of lime in the vegetation of the Key islands is most important and any other facts you can supply me with will be acceptable.«

Schalen von kranken und todten Austern haben sehr matten und gelblichen Glanz, und Perlen, welche in solchen Austerschalen gefunden werden, besitzen genau dasselbe Aussehen; sie sind deshalb im Handel viel weniger werth. Mit der Zeit werden auch vollglänzende Schalen und Perlen blass-matt und bekommen einen gelblichen Stich.

Fischfang in Netzen ist den Key-Insulanern gänzlich unbekannt. Sie fangen auch die Fische nur für ihren eigenen Bedarf. Die umwohnenden Volksstämme dagegen bringen die gefangenen Fische, die sie an der Sonne trocknen und einsalzen oder über einem schwachen Feuer räuchern, in den Handel, verkaufen oder vertauschen sie an die Key-Insulaner, oder verführen sie nach Ceram, Banda und Macassar, wo ein gut getrockneter oder geräucherter Fisch stets Absatz findet. Die Ceramesen und Boutonesen wissen mit dem Netze auf sehr geschickte Weise umzugehen, die Macassaren fangen die Fische in Fallen. Der Key-Insulaner bedient sich eines Speeres, den er, im kleinen Canoe stehend, so geschickt schleudert, dass ihm nur selten in Folge eines schlecht gezielten Wurfes seine Beute entrinnt. Für die auf solche Weise eingefangenen Fische mussten wir stets mehr bezahlen, als für andere. Während der Dauer des NO.-Monsoons konnten wir tagtäglich zum Frühstück und Abendessen frisch gefangene und gutschmeckende Fische erhalten; die Geschicklichkeit unseres chinesischen Küchenchefs liess durch Abwechslung in der Zubereitung keine Abneigung gegen Fisch aufkommen. Kleinere Fischsorten wurden in Bananenblätter eingewickelt und in diesen gekocht oder an offenem Feuer geröstet, was den Fisch für unseren Gaumen geschmackvoller machte.

Dem Schildkrötenfang schenkt der Key-Insulaner aus angeborener Trägheit sehr geringe Aufmerksamkeit. Das Schildpatt jedoch, das zum Verkaufe angetragen wird, ist vorzüglicher Qualität, jedoch verlangt der Eigenthümer im Allgemeinen hierfür höhere Werthe als die Marktnotirungen sind. Gelingt es ihm nicht, den verlangten Preis zu erzielen, so bewahrt er das Schildpatt als einen Theil seines Familienschatzes auf; in Folge dessen bleibt die Ausfuhr in diesem Artikel sehr minimal.

Die Bodenbeschaffenheit ist für den Anbau von Cocosnuss-Plantagen im grossen Stile ungeeignet, da es nur wenige sandige Flecken gibt, die zum Gedeihen dieser Palme erforder-

lich sind. Man findet die Cocosnusspalme wohl auf der ganzen Gruppe, aber nur vereinzelt vor, weshalb auch eine geringe Ausfuhr von Copra stattfindet. Die heutigen Preise dieses Productes sind so gedrückt, dass man selbst bei Versandt von grösseren Ladungen nur einen sehr geringen Gewinn erzielen kann, der zu dem Aufwande an Zeit und Arbeit in keinem richtigen Verhältnisse steht; ausserdem sind die Dampferfrachten übermässig hoch.

Es ist mir unmöglich, eine statistische Zusammenstellung des Gesammt-Ex- und -Importes der Key-Gruppe wiederzugeben, weil viele kleine Händler von den verschiedenen grösseren Inseln, wie Celebes, Ceram, Banda, Ambon, jahraus jahrein mit ihren Fahrzeugen die Key-Gruppe besuchen, ohne sich bei dem auf Doelah angestellten Posthalter, wie es das niederl.-indische Gesetz vorschreibt, anzumelden.

Schon im Anfange meiner Beschreibung habe ich auf die üppige Vegetation hingewiesen. In dem dichten Urwald sieht man üppige Schlingpflanzen an den Riesenstämmen sich emporwinden, sich untereinander, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, verwickeln und gleichsam ein dichtes Netzwerk bilden. Hie und da, wo der Boden sumpfig ist, wachsen grosse Pilzarten, die sämmtlich sehr giftig sein sollen. An anderen Stellen, welche durch die Sonnenstrahlen nicht ganz austrocknen können, wächst Bambusrohr, Ried und die Sagopalme; prachtvolle Orchideen und andere Schmarotzer schmücken die ausgewachsenen oder dem Absterben anheimgefallenen Baumstämme. Hie und da versuchen buntfarbige Blumen einen bescheidenen Blick nach dem blauen Himmel; mächtige Farnkräuter, Wicken, Wildweinranken etc. kämpfen um das Eigenthum des Bodens.

Grosse und kleine buntfarbige Schmetterlinge flattern zwischen Zweigen und Blättern und hüten sich wohl vor den grossen Spinngeweben, um nicht die Beute hässlich aussehender Riesenspinnen zu werden. Verschiedenartige Vögel, die an Grösse und Federpracht wetteifern, lassen ihre Stimme durch die Stille des Waldes weithin ertönen und werden durch das unangenehme Gekrächze von Papageien unterbrochen, die schaarenweise umherfliegen.

Aber es regt sich nicht allein in den Wipfeln der Bäume und in den Sträuchern, auch der Boden bietet manches Lust- und Trauerspiel. Zwischen den hoch aufgeschossenen und dichten

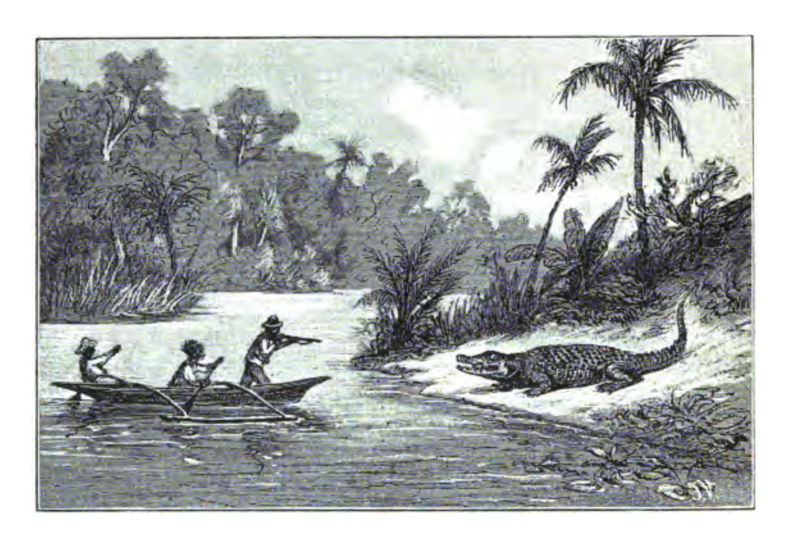
Farnkräutern bemerkt man die geschmeidige, buntschillernde Eidechse auf Insectenfang ausgehend; Käfer aller Art und Grösse jagen einander nach, grosse und kleine Schlangen, sowie Blindschleichen liegen unter verfaulten Stämmen, schlafend oder auf Beute lauernd, eingeringelt da, oder erfreuen sich, auf dem Pfade ausgestreckt, der Sonnenwärme. Dort sieht man, wie ein mächtiger, schwarzer Scorpion sich vergeblich bemüht, hunderten von kleinen Ameisen zu entrinnen, die sich seiner aber vollständig bemächtigt haben und ihre Beute, trotz heftiger doch nutzloser Gegenwehr, über Stock und Stein vorwärts bewegen. Das Wildschwein, stets unter guter Deckung, sucht seine Nahrung unter den Kanary- und Kamiri-Nussbäumen, oder es wühlt mit den Hauern die Erde nach wohlschmeckenden, jungen Wurzeln auf. Beim leisesten Geräusch eilt es flüchtigen Laufes unter Grunzen und Knurren in das entferntere Dickicht. Das Wildschwein wie auch das Wildhuhn sind sehr schwer zu erlegen, eben weil sie so viele und gute Deckung finden. Die Eingeborenen haben daher eine eigenthümliche Art, das Wildschwein zu fangen. Besondere Fangplätze werden in der Regel wenige Meter vom Gehwege im Dickicht versteckt eingerichtet. Eine Spannvorrichtung, als welcher man sich eines dünnen Baumstämmchens bedient, ist hier derartig angebracht, dass durch ihre Lösung ein vergifteter Pfeil das Thier unbedingt treffen muss, wenn es, um den Köder zu gewinnen, in die Spannvorrichtung geräth. Die Fangplätze sind durch Warnungszeichen gekennzeichnet. Herr Schmidt, der Förster unserer Colonie, machte sich stets ein Vergnügen daraus, wenn er die von den Eingeborenen gelegten Schweinefallen zerstören konnte, weil wir zwei sehr gute, europäische Jagdhunde durch diese Fangvorrichtungen verloren hatten.

Dort schleicht der Linguan hervor, und nachdem er sich mit scheuem Blick überzeugt hat, dass keine Gefahr vorhanden, klettert er behenden Fusses den nächsten belaubten Baum empor, sucht einen guten, laubbedeckten Versteck auf, von dem aus er, auf der Lauer liegend, seine Beute beobachten kann; der dunkelgrüne Rock verräth das Dasein dieses Feindes nicht.

Braune, dürr aussehende Scorpione beherbergt ein vermoderter Stein oder sie klammern sich an die Felswand an, den Schwanz, an dessen Ende der giftige Stachel sitzt, über den Leib gebogen als Waffe und Schutzmittel, stets bereit, den

ersten sie berührenden Feind tödtlich zu verwunden. Auch Tausendfüssler von verschiedenen Grössen und Arten, giftige und andere, kriechen überall herum und erfüllen den Wanderer mit Schauder und Gruseln.

In den Mangrovebüschen, welche sich längs der Küste hinziehen, liegt das Krokodil auf einem umgefallenen Stamme schlafend, während über ihm im Wipfel des Baumes ein fliegendes Eichhörnchen zum Zeitvertreib mit seinen scharfen Zähnen Nüsse knackt.



In der Frischwasser-Bucht von Totoat.

Das rege Leben in der Natur ist mit Untergang der Sonne noch nicht gänzlich zu Ende, auch die Nacht bringt lebende Wesen auf den Plan, die sich durch eigenthümlichen Lärm oder sonst bemerkbar machen. Eulen und Fledermäuse, unter letzteren der fliegende Hund, schlüpfen aus ihren Höhlen und sonstigen Ruhestätten, ihr Nachtwerk beginnend.

Unweit der Negerei Toeal befindet sich eine ziemlich ausgedehnte Korallensteinhöhle, die Fledermäusen als Brut- und Raststelle dient. Ein mässig grosses Becken, dicht bewachsen mit Strauchwerk, führt zum Eingange hinab, der eine Höhe von 6 Fuss und eine Breite von 4 Fuss besitzt. Durch einen ebenso dimensionirten Gang von ungefähr 15—20 Meter

Länge gelangt man in einen etwas tiefer liegenden, grossen, durch Korallenspitzen sehr kunstvoll gestalteten Raum, mit verschiedenen kleinen Nebenräumen. Sobald man den Eingang zur Höhle mit Bambusfackeln betritt, kündet ein unangenehmes Gekrächze den Unwillen der Fledermäuse an, die, in ihrer Ruhe gestört, schaarenweise die Eintretenden umfliegen und endlich durch den langen Gang in's Freie flüchten. Hier klammern sie sich an den schroffen Aussenwänden der Höhle an, bis der Besuch sich wieder entfernt hat. Den Boden der Höhle bedeckt eine metertiefe Humusschichte. Diese bräunliche, sehr lockere Erde besteht grösstentheils aus Excrementen und verwesten Thierresten, gemengt mit dem sich allmälig ablösenden Staube von der Höhlendecke. Sie enthält auch andere lebende Insecten, wie Aaskäfer, Larven von Fliegen etc.

Zu gewissen Zeiten sieht man des Abends Sträuche und Bäume wie im Kerzenlichte prangen, hervorgerufen durch Schwärme von Leuchtkäfern. An anderen Abenden wieder wird man durch einen ungeheueren Käferschwarm belästigt, der sich in die Wohnung verirrt hat und schliesslich der kleinen Zimmereidechse zur Beute fällt. Dieser Thiere bedient man sich, um die Wohnräume von allem Ungeziefer rein zu bewahren. Es sind recht possirliche Geschöpfe, bis auf ihr Schnalzen, das weniger Freude bereitet, oder auf den kleinen Schreck, den sie verursachen, wenn sie sich plötzlich von der Zimmerdecke auf den Tisch oder Boden herunterfallen lassen. Das Treiben dieser Eidechse zu beobachten ist sehr unterhaltend; nicht weniger interessant aber ist es, die Emsigkeit und Stärke der kleinen rothen Ameise, wie sie ihre Beute einfängt und wegschleppt, zu schauen. Das grösste Erstaunen empfindet der Neuling, wenn er Insecten erblickt, die wie Blätter oder Stengel aussehen. Die Natur hat Alles sehr weislich angeordnet und ein jedes Geschöpf seinem Zweck entsprechend geschaffen und ausgestattet.

An Hausthieren finden wir vornehmlich die Ziege (kambing), die, weil sie überall frei herumläuft, von ihren Besitzern durch Zeichen markirt ist. Die Hindus ziehen auch Schweine (babi) und Hunde (andjing); Katzen (koetjing) gibt es sehr wenige, hingegen Hühner (ajam) in ziemlicher Anzahl. Alle diese Thiere sind jedoch ganz verwildert, weil sie nicht gehegt und gepflegt werden.

Der Aberglaube ist unter den Key-Bewohnern sehr stark verbreitet und erinnert an den Glauben unserer Vorfahren an gute und böse Geister, deren Aufenthaltsort gewisse Höhlen, Bäume etc. bilden sollten. Derartige Geisterhöhlen gibt es auf den Key-Inseln mehrere. Die bösen Geister sind im Glauben der Key-Inseln vorwiegend. An gewissen, steil abfallenden Felsenwänden, die man nur mittelst Strickleitern erklettern kann, zeigen sich Eingravirungen, oft drollige Gestalten darstellend, wie z. B. ein Segelboot, einen Menschen, Kopf, Hände, Füsse, Seesterne, Grabmäler etc. Die eingemeisselten Stellen sind mit Rothstein gefärbt. Aehnliche Figuren malen noch heutzutage die Insulaner auf verschiedene Gegenstände, wie z. B. auf Trommeln, Waffen, irdene Geschirre etc. Nach Aussage der Bewohner werden beständig neue Figuren auf diesen Felswänden hinzugefügt, doch keiner weiss Aufklärung über deren Entstehung und Bedeutung zu geben. Der Volksmund sagt, dass dieser Platz der Aufenthaltsort der Geister von Verstorbenen sei, welche zur Mitternacht die Felswände umschwärmen.

Die Insulaner verehren gewisse Bäume an bestimmten Plätzen, als Wohnungen ihrer unsichtbaren Götter. An solchen Stätten bringen sie auch ihre Opfer; Anlässe zum Opfern gibt es verschiedene, wie Krankheit oder Tod von Familienmitgliedern; auch bei Antritt einer Seereise wird die Gunst des Gottes durch ein Opfer erbeten.

Das Opfer besteht in Sago oder Reis, worüber der Opfernde etwas Gold streut, das er mittelst eines Steines, Messers oder einer Feile von seinem Schmuck — Ring, Armband, Kette o. a. — gerieben hat. Das Ganze wird in ein Palmenblatt gewickelt, zugebunden und auf dem geweihten Baum aufgehängt. Dank- und Bittgebete fehlen natürlich nicht. Die Opferbäume findet man auf der ganzen Inselgruppe in grosser Anzahl.

An anderen Plätzen in den Wäldern haust nach dem Glauben der Eingeborenen der Teufel. Solche Plätze meiden sie und weichen in grossem Umwege dem bösen Geiste aus, der da mit seinen Genossen bei Tag und Nacht sein böses Spiel treibt.

Hat eine Mutter ihr Kind zu Grabe getragen, so wird sie es nicht versäumen, eine gewisse Zeit lang jeden Abend eine mit Milch gefüllte Schale vor das Haus niederzusetzen,

in dem Glauben, dass der Geist des verstorbenen Kindes kommen und seine Nahrung holen wird. Zweifellos findet sie am nächsten Morgen die Schüssel leer, an deren Inhalt sich eine Katze oder eine Rattenfamilie ergötzt haben mag, denn letzteres Ungeziefer ist sehr zahlreich vorhanden.

In früheren Zeiten bestatteten die Hindus ihre Todten in aufrechter Stellung in Höhlen und Klüften, heutzutage jedoch begraben sie die Leichen, ebenso wie die Mohammedaner, in die Erde, oder über der Erde, wenn die Boden-



Grabdenkmal eines Häuptlings zu Toeal.

beschaffenheit das Auswerfen eines Grabes unmöglich macht. In manchen Fällen, namentlich bei dem Ableben von Häuptlingen, werden die Grabhügel mit hölzernen Opferkästen versehen, die auf hölzernen Pfählen ruhen.

Das Beweinen der Todten und das Todtenmahl sind allgemein gebräuchlich; ferner ist es Sitte, dass die nächsten Angehörigen der Verstorbenen mit allerlei Sachen und Lebensmitteln seitens der geladenen Gäste reichlich beschenkt werden.

Ueber ihre Abstammung erzählen die Eingeborenen eine Sage, die sich von Kind auf Kindeskind übertragen hat. Dieselbe lautet wie folgt: Drei Brüder, Namens Hian, Tongiil und

Parpara, lebten mit ihren beiden Schwestern Bikul und Meslaang vor uralter Zeit im Himmel. Parpara ging eines Tages in den Wolken, Fische zu fangen und verlor hierbei die Angel, die seinem ältesten Bruder Hian gehörte. Hian, über den Verlust sehr erbittert, befahl Parpara die Angel wieder zu holen. Daraufhin nahm dieser ein Boot und tauchte in die Wolken, vergeblich nach der verlorenen Angel suchend.

Nach langem, erfolglosem Bemühen begegnete ihm der Fisch Kiliboban, der Parpara frug, was er suche. Letzterer erzählte dem Fisch sein Missgeschick, und Kiliboban versprach, die Angel wiederzubringen. Kurz hernach traf Kiliboban den Fisch Kerkeri, der vor Würgen fast dem Ersticken nahe war. Kiliboban untersuchte den Schlund des Fisches Kerkeri, zog die verlorene Angel heraus und überbrachte sie Parpara.

Dieser aber fasste den Entschluss, sich an seinem Bruder Hian zu rächen.

Eines Tages, als Hian schlief, hing Parpara an dessen Bett ein mit Palmwein gefülltes Bambusrohr auf, und zwar in der Weise, dass das Rohr beim Aufstehen seines Bruders sofort fallen und das Getränk ausgeschüttet werden musste. Palmwein war aber dazumal im Himmel sehr kostspielig.

Es trug sich auch also zu, wie Parpara vorausgesehen hatte. Er befahl hierauf seinem ältesten Bruder Hian, eine frische Füllung zu holen. Hian ging mit schwerem Herzen an die Arbeit und grub ein tiefes Loch in den Himmel, das bis zur Erde reichte, jedoch ohne Palmwein zu finden. Nachdem er, in tiefes Nachdenken versunken, eine Zeit lang über dem Loche gestanden hatte, kam einer der übrigen Brüder auf den Gedanken, man müsse doch wissen, wie es da unten beschaffen sei. Zu diesem Zwecke wurde ihr Hund an einem Tau heruntergelassen, und beim Hochziehen bemerkten sie, dass an den Füssen des Hundes Sand kleben geblieben war. Hierüber von grösster Neugierde erfasst, beschlossen die Brüder, sich selbst hinunter zu lassen, was ihnen auch gelang.

Entzückt über das Schauspiel, das sich ihren Augen bot, riefen sie den Zurückgebliebenen im Himmel zu, ebenfalls herabzusteigen. Von den Zurückgebliebenen konnte sich jedoch nur die Schwester Meslaang entschliessen, und als sie sich, am Tau herablassend, der Erde näherte und die Brüder, unter ihr stehend, die Augen aufwärts schlugen, erblickten sie ihre Pudenda. Bis

in das Innerste hinein verschämt, wandten die Brüder den Blick seitwärts und riefen den im Himmel Zurückgebliebenen zu, nur schleunigst das Tau emporzuziehen, welchem Befehle sofort Folge geleistet wurde.

Der Ort, wo die Brüder Hian, Tongiil und Parpara mit der Schwester Meslaang und den vier Hunden Kopul, Wakar, Sengur und Pataras zur Erde niederkamen, heisst »Wuat«, ein Berg auf Gross-Key gelegen, der noch heutzutage seitens der Key-Insulaner grosse Verehrung findet.

Wird bei Gerichtsverhandlungen eine Person beeidigt, so muss dieselbe das Gerichtslocal verlassen und an der freien Luft folgende Schwurformel sagen: »Eh duadleera wuan, johul vangwaw hir wawa enhaa duad entive johul vangwáw waëd duad enatar haraan«, d. h.: »O Gott der Sonne und des Mondes, ich erkläre vor Deinem Angesichte, dass, wenn ich irgend Jemandem helfe (d. h. zu dessen Vortheil aussage), so magst Du mich tödten, helfe ich jedoch Niemandem, so mögest Du mich segnen«. Ist die Eidesformel ausgesprochen, so wird der betreffenden Person ein Glas mit Arak gereicht, welches sie als Bekräftigung des Eides austrinkt. Bei den Alfoeren auf der Insel Boeroe wird dem Eidleistenden, wenn er an die freie Luft getreten ist, eine irdene Schüssel vorgesetzt. Sie enthält etwas Wasser, ein Stückchen Wachs, ein Bündelchen »koesoe-koesoe« (eine einheimische Grasart), ein Stück »tali halaleng« (eine einheimische Hanfart) und ein Messer, nebst einer Schere. Die Schüssel sammt diesen Gegenständen nimmt die betreffende Person in die Hand und spricht die Eidformel. Darauf muss sie als Bekräftigung einen Schluck Wasser aus dem Gefäss trinken. Die Eidesformel bei den Alfoeren lautet:

Alfoerisch:	Malayisch:	Uebersetzung:
»Opo last alah retena nafan pitoe boemi alah paona.	»Toehan Allah diatas toedjoeh lapis boemi dibawah.	»Allmächtiger Gott des Himmels und der Erde!
Opo nafan pitoe kai sasililin na toeha ryna toeha wahe fragenna, toeha init goenting-na, tako amane-na, ta	Toehan toedjoeh lapis ose, garamlilin ini malele, dengan ini koesoe-koesoe, dengan ini tali halaleng, dengan ini	Herr des Himmels, ich bitte Dich, siehe dieses Salz und Wachs, bei diesem Grase und Hanf, bei diesem Messer

Alfoerisch:

koebsara mili mili, ta koebsara bara koeha koerang, ta koebsara bara-dafoe, kai sasililin dalene, jako amane na tota sapi, jako ino sasi wai lilin na, kolene oto fatano kolone rohino eta mata.

Opo last alah goenting - na iritna dafoto jako kehan, jako toea hoema tanu mata sepo ryna wahe fragen datoebe oto hoemeen.«

Malayisch:

piso dan goenting beta soempahini, beta poenja istori betoel-betoel, tiada bikin koerang, tiada istori tambah, ose garam lilin malele, kaloe soempah djoesta, beta minoem ini ajer garam lilin sampe beta poenja badan-badan bangkog sampe mati.

Toehan Allah goenting dan piso potong beta poenja gargantang, beta dan beta poenja ini roemah samoewa mati abis, dan koesoe-koesoe, dan tali halaleng toemboeh die beta poenja tampat roemah.«

Uebersetzung:

und dieser Schere schwöre ich Dieses: Ich will nur die Wahrheit sagen, ich will nichts auslassen, ich will nichts hinzufügen, bitte siehe dieses Salz u. Wachs, wenn ich nicht die Wahrheit sage, werde ich dieses Salzwasser trinken, bis mein Leib platzt und ich sterbe.

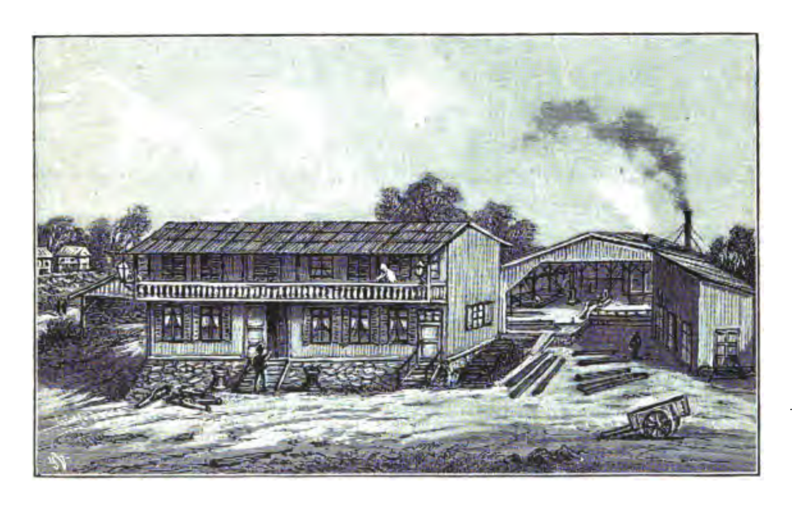
Allmächtiger Gott, möge diese Schere und dieses Messer meinen Hals abschneiden, und wenn auf diese Weise ich und meine ganze Familie getödtet worden sind, dann soll Gras und Hanf auf meinem Hause wachsen.«

Im Anschlusse an die vorausgegangene Schilderung der Key-Inselgruppe und Ihrer Bewohner, erübrigt es noch, der deutschen Colonie zu gedenken und einen kurzen Einblick in ihre Arbeit zu thun.

Nach schweren Bemühungen gelang es meinem Bruder, im Dorfe Toeal zur Errichtung einer Dampfsäge ein Grundstück anzukaufen. Dieses Grundstück lag dicht am Strande und diente vor Jahren als Bestattungsort. Seit einem Jahrzehnte aber wurde es zu dem genannten Zwecke nicht mehr benützt. Bei den Ausgrabungen der Fundamente stiess man auf Massengräber, welche aus Korallensteinen circa zwei Meter tief ausgebaut waren. Die aus Eisenholz hergestellten, gut erhaltenen

Särge waren in den Grüften neben- und übereinander gestellt. Nur Familien von Ansehen hatten ihr eigenes Grab. Unter den Gebeinen fand man irdene und porzellanene Gefässe, sowie kleine und grosse Geschirre aus Kupfer und Zink.

Hier auf diesem Platz, der den Todten geweiht war, baute man die Fabrik mit den erforderlichen Magazinen. Die Frontseite zierte ein einstöckiges, grosses Blockgebäude, das die Bureaus und Wohnräume enthielt. Als die Fabrik hergestellt war, begann sofort die Arbeit. Von Montag Morgens 6 Uhr



Holzsägewerk »Toeal« nebst Geschäftslocal.

bis Sonnabend Abends 6 Uhr schnurrten die Sägegatter rastlos Tag und Nacht hindurch und schnitten das zugebrachte, harte Eisenholz in Balken und Bretter, die mit jeder sich bietenden Dampfergelegenheit nach Macassar verschifft wurden.

Die regelmässige Postdampfer-Verbindung mit Batavia erfolgte viermal des Jahres, ausserdem machte der bereits erwähnte Moskitodampfer »Batavier«, fast gleichzeitig, ebenfalls vier Fahrten jährlich und in der Regel ungefähr 10 bis 14 Tage vor dem Postdampfer, um diesem die meisten Frachtgüter zu entziehen. Für uns wäre es selbstredend vortheilhafter gewesen, wenn die Zwischenfahrten des »Batavier« regelmässig $1^1/_2$ bis 2 Monate früher stattgefunden hätten. Es ist leicht erklärlich,

dass diese schlechte Verbindung mit Macassar dem Gedeihen der Unternehmung sehr hinderlich war.

Stets war die Freude gross, aber auch schwer die Arbeit, sobald im Dorfe der Ruf »kapal-api« ertönte und der Dampfer, von Doelah kommend, bei seiner Biegung um die Landzunge in Sicht kam, um in naher Entfernung von unserer Fabrik zu ankern. Schon Tage zuvor standen Flösse, Lichter und die kleine Dampfbarkasse in Bereitschaft, erstere bereits beladen, damit ungesäumt Aus- und Einladung stattfinden konnte. Zwei, höchstens drei Tage durfte der Postdampfer aufgehalten werden; es musste aber auch gleichzeitig die eingelangte Correspondenz Erledigung finden, wozu die Nächte benützt wurden. Als Vertreter der Ned. ind. Stoomvaartmaatschappiy für die Key-Eilanden hatten wir ausserdem die Agenturarbeiten nebenher auszuführen. Offen gestanden war ein Jeder von uns froh, wenn der Capitän als Abfahrtssignal die Dampfpfeife dreimal ertönen liess, was wir durch Auf- und Niederhissen der holländischen Flagge erwiderten, um alsdann das gewöhnliche Alltagsleben wieder in seine Rechte eintreten zu lassen. Den Personenstand der Unternehmung bildeten während meines Aufenthaltes Folgende: Mein Bruder als toewan tua, meine Frau (njonja) als einzige Europäerin, der Schreiber dieses als toewan moeda, Schmidt als Jäger, toewan pemboeroe, Zeltz als Schiffsbaumeister, toewan gemok (der Dicke), Schumacher als Buchhalter, toewan toelis, Capitän Bloom der Ocean Pearl, Winkhaus als Maschinenmeister, toekang bessi. Ferner hatten wir eine chinesische Arbeiter-Colonie, bestehend aus einem Bau- und Tischlermeister und sieben Hilfsarbeitern, zur Bedienung der Sägegatter, der Schmiede und für sonstige Zimmermannsarbeiten. Diese Arbeitskräfte leisteten der Unternehmung vortreffliche Dienste, indem sie die inländische Arbeitercolonie durch ihren angeborenen Fleiss anspornten und ihr zugleich als Lehrmeister dienten. Die Chinesen bewohnten auf dem Eigenthume der Unternehmung das sogenannte Chinesenviertel; sie waren stets sehr genügsam, hielten zu einander, und mischten sich nie in etwaige Streitigkeiten mit den übrigen Arbeitern. Die Schiffbauarbeiten wurden unter der Leitung des Capitäns Bloom und des Baumeisters Zeltz von circa 12—16 javanesischen Schiffszimmerleuten ausgeführt, die mein Bruder, ebenso wie die Chinesen, von Java mitgebracht und auf zwei Jahre contractlich gebunden

hatte. Diese Javaner wohnten auf dem Eigenthume der Unternehmung in dem javanischen Viertel.



Schiffswerft.

Die grösste Schwierigkeit bestand in der Versorgung einer genügenden Anzahl koolies für den Fabriksbetrieb zum Trans-

portiren der Stämme vom Holzlager zur Säge und zum Wegschaffen der fertigen Waare in die Magazine. Durch unsern Einfluss auf etliche Hinduhäuptlinge gelang es jedoch, mit der Zeit abwechselnd aus ihren Districten für die Dauer von 2—3 Monaten die erforderliche Anzahl koolies, nämlich 15 bis 20 Mann, zu engagiren, die in einer grösseren Wohnung, ebenfalls auf dem Eigenthume der Unternehmung Unterkunft fanden.

An Löhnen wurde bezahlt:

Chinesen täglich fl. 2·50 bei freier Wohnung,
Javanesen » » 1·— » » » und Kost,
Keyesen » » —·50 » » » und 1 katti Reis.
Die Vorarbeiter (mandoer) erhielten entsprechend mehr Lohn. Den Javanesen und Keyesen mussten wir Köche beistellen, die seitens der Unternehmung bezahlt wurden. Ferner war selbe verpflichtet, den gedungenen Chinesen und Javanern die Hin- und Rückfahrt von Batavia, beziehungsweise Soerabaiya nach Key zu vergüten und sie für die Dauer der Reise zu entlohnen. In Anbetracht dieser Umstände ist es leicht fasslich, mit welchen misslichen Arbeitsverhältnissen die junge Unternehmung gleich im Vorhinein zu kämpfen hatte und dass die Leitung ihr Hauptaugenmerk stets auf ein harmonisches Zusammenwirken richten musste.

Wie bereits früher erwähnt, war die Unternehmung hauptsächlich auf Tauschhandel angewiesen; sie musste in Folge dessen einen ansehnlichen Vorrath in den gebräuchlichen Manufactur-, Eisen- und Esswaaren halten und nebenbei die Genusssucht der Kundschaft respectiren. Im Einkaufe von Producten und Holz mussten dem Gebrauche entsprechend Vorschüsse gegeben werden, die nach Umständen bei einzelnen Personen circa fl. 100·—, und bei einem Consortium circa fl. 200·— bis fl. 600·— betrugen. Starb ein Schuldner, so ging die Zahlungspflicht nach Landessitte auf dessen nächsten Verwandten über. Kein Eingeborener hat das Schreiben gelernt, dagegen ist ihr Gedächtniss so geübt, dass jeder genau weiss, welchen Waarenwerth er schuldet und was als Abzahlung geliefert wurde.

Den Holz- und Producten-Einkauf in Toeal leitete der mohammedanische Priester (imam), welcher des Schreibens und Rechnens kundig war und der Unternehmung stets treue Dienste

geleistet hat. Ausserdem befassten sich noch zwei angesehene Persönlichkeiten mit dem Einkaufe auf den anderen zur Key-Gruppe gehörigen Inseln, weil es unmöglich war, wegen des Verkehres mit den Insulanern diese Arbeit durch Europäer besorgen zu lassen. Später, nachdem ein beträchtlicher Theil von Kupfer- und Silbermünzen durch uns in Verkehr gebracht worden war, errichtete man unter der Leitung eines hadji einen kleinen Laden (toko), in dem die Insulaner nur gegen Baarzahlung Sachen kaufen konnten. Dieses System hätte bessere Früchte gebracht, wenn nicht das meiste Silbergeld zu Schmucksachen und Pilgerfahrten verwendet worden wäre. Die Insulaner bemessen das Holz nach depa und djingkal, wobei depa die Länge und djingkal die Breite und Dicke ausdrückt. Ein depa bedeutet die gestreckte Länge von Fingerspitze zu Fingerspitze und ein djingkal das ausgestreckte Mass zwischen der Mittelfinger- und Daumenspitze. Ein halber djingkal (tengah djingkal) repräsentirt das Mass einer Handbreite. Als Gewichtsmass bedient man sich des pikol mit der Unterabtheilung katti. 1 pikol (62 Kilo) = 100 katti.

Der Einkaufspreis eines Cubikmeters Eisenholz betrug circa fl. 15·—; wir erzielten in Macassar für den Cubikmeter zugeschnittener Balken und Bretter je nach den Dimensionen circa fl. 35—50, wovon fl. 10—12 allein auf Fracht entfielen.

Das Eisenholz (kajeo bessi) eignet sich vorzüglich für Bauten und Möbel, da es den weissen Ameisen vollkommen Widerstand leistet und sich in der Erde und an der Luft sehr gut hält. Dem Seewasser ausgesetzt, wird dieses Holz bald wurmstichig und binnen wenigen Jahren ganz zerstört. Eine Ladung, welche wir nach Europa verschifften, konnte nicht verkauft werden, da die betreffenden Fabriken für Holzverarbeitung das Eisenholz viel zu hart fanden; mithin war an einen Export nicht zu denken. Kajeo bessi, technisch auch bayam oder Neu-Guinea-teak benannt, ist dem auf Java in grossen Massen angebauten djatti-hout (Holz) sehr ähnlich.

Das Marine-Departement zu Batavia, welches auf unser Ansuchen hin vergleichende Untersuchungen anstellte, constatirte folgende Resultate:

Specifisches Gewicht des bayam oder Neu-Guinea-teak . . . . 0·880 Kilo

Specifisches Gewicht des djatti hout . . 0·730 »

Zerreissprobe des bayam oder Neu-Guinea-teak:
Durchschnittsziffer der Belastung. . . . 1297·50 Kilo
Zerreissprobe des djatti-hout: Durchschnittsziffer der Belastung . . . . 635·— »

Die Ziffern über das Resultat der Bruchprobe sind leider in Verlust gerathen, doch sprachen auch diese zu Gunsten des bayam-Holzes.

Die Probeplantageanlagen wiesen gleichfalls gute Resultate auf; sie könnten aber nur dann vortheilhaft bewirthschaftet werden, wenn die passenden Landstriche seitens der Bewohner den Unternehmern in Erbpacht gegeben würden, weil derartige Anlagen grosse Capital-Investituren erfordern.

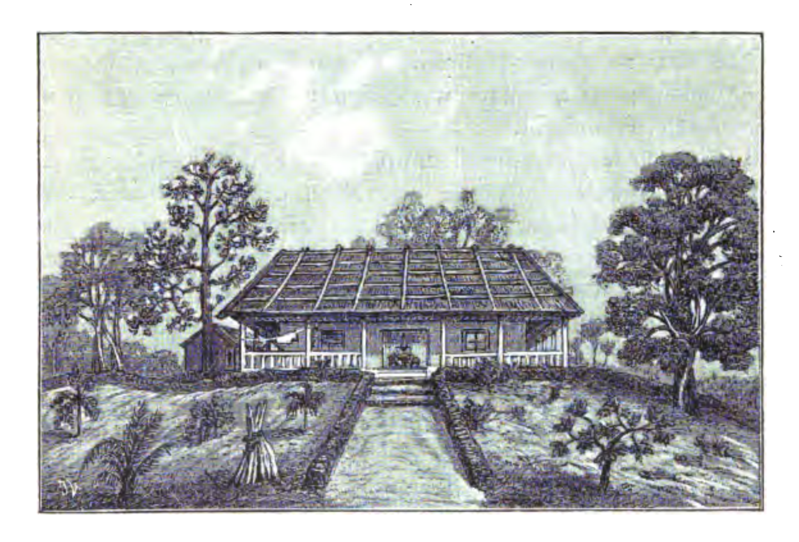
Tabak, aus bestem Deli-Samen gezogen, gedieh vorzüglich, ebenso liess das Wachsthum von Liberia-Kaffee, Nagelkräutern, Muskat und Pfeffer nichts zu wünschen übrig; deshalb ist es umsomehr zu bedauern, dass die Unternehmung trotz ihrer eifrigsten Bemühungen nie in die Lage kam, diesen Naturreichthum nutzbar zu machen und auszubeuten.

Der Wassermangel während des NO.-Monsoons und der Mangel an Weideplätzen machten Viehzucht ganz unmöglich. Die von der Unternehmung importirten Thiere verwilderten mit der Zeit und fristeten ein klägliches Dasein in den Wäldern. Der importirte Viehbestand war von ausgewählter Gattung und umfasste: Pferde von Timor Koepang, Karbauen von Soerabaiya, ein Eselpaar von England, Hornvieh von der Insel Madura und Australien, einige Paare Sumatra-Hirsche und eine Herde englischer Schafe, Enten, Gänse, Truthühner und gewöhnliche Masthühner, Jagd- und Wachhunde verschiedener Racen.

Die Stallungen befanden sich seitwärts des Dorfes Toeal, nahe am Wohnhause meines Bruders, auf einer gelichteten Anhöhe, wurden jedoch nie bezogen.

Alles Vieh kam zwar regelmässig des Abends zur Tränke und beehrte ab und zu tagsüber die Dorfbewohner mit ihrem Besuche, indem sich die Thiere im Schatten unter den Hütten der Ruhe hingaben. Die Hirsche blieben lange Zeit zahm, hielten sich viel in der Fabrik und im Dorfe auf und liessen sich von Jedem anrühren. Die Schafherde verliess Früh Morgens das Gehege und unternahm Tag für Tag ein und

dieselbe Route; punkt 6 Uhr konnte man sie wieder heimwärts ziehen sehen. Die älteren Schafe hatten sich bald dem Klima angepasst, indem sie die Wolle allmälig abstreiften und einen glatten Haarwuchs, wie die Ziegen, bekamen. Es war eigenthümlich, dass die Lämmer stets eine Zeit lang das Wollkleid trugen, um dasselbe nach circa 6 Monaten durch ein Haarkleid zu vertauschen. Das übrige Federvieh mit Ausnahme der Gänse und Enten blieb dem Hühnerhofe treu. Letztere verweilten vom Morgen bis zum Abend im Dorfe und erfreuten sich tagtäglich



Das neue Wohnhaus meines Bruders.

eines frischen Bades vor unserem Bureau, ehe sie den Heimweg antraten. Es war possirlich, dem Treiben dieser Thiere beim Baden zuzusehen, wie sie einzeln die grosse, hölzerne Badewanne bestiegen und um den Vorrang stritten. Hatte der Viehhüter vergessen, die Wanne zu füllen, so stiegen sie doch nach einander in die trockene Wanne hinein und unterzogen sich derselben Procedur, wie wenn sie das frischeste und kühlste Wasserbad genossen hätten; sie rieben und zupften die Federn; sie schlugen mit den Flügeln und schnatterten und zischten, bis sie, in Reih' und Glied formirt, den gewohnten Gänsemarsch zur Anhöhe antraten, wobei jede Gattung stets ihren eigenen

Weg einschlug, um sich auf dem allgemeinen, grossen Hühnerhofe wiederzusehen.

Das Eselpaar zog die Gesellschaft der Bewohner vor, höchst selten zog es weiter in den Wald, Futter suchend. Stets zur gewohnten Stunde des Morgens galoppirte es die Anhöhe herunter dem Dorfe zu, der Esel sein langgezogenes Gebrüll als Morgengruss auf dem ganzen Wege weithin ertönen lassend. Auf dem Heimwege passirten sämmtliche Thiere die Front des Fabriksgebäudes, und alle diejenigen, welche gewohnt waren, von uns Futter zu bekommen, wichen nicht eher vom Fleck, bis sie bedient waren. Die Karbauen suchten jene sumpfigen Plätze auf, an denen Rohr wuchs, und es schien ihnen ein Wohlbehagen zu sein, wenn sie sich im Schlamme ordentlich herumwälzen konnten.

Es würde viel zu weit führen, alle Fälle aufzuführen, bei denen ich durch Umstände und Noth gezwungen war, dem Vieh Hilfe zu leisten, und nur kurz will ich bemerken, dass namentlich unter den jungen Schafen öfter Verstauchungen, Verrenkungen und Beinbrüche vorkamen, welche Unfälle ich in der bestmöglichsten Weise durch Bandagen etc. behoben habe. Zwei europäische Jagdhunde wurden eines Tages vom Bock so zugerichtet, dass ich die durch dessen Hörner verursachten Wunden zunähen musste. Einer der Hirsche überfiel eines Tages ein Mädchen und brachte ihr verschiedene Risswunden bei; ich legte Letzterem den nöthigen Verband an und liess dem Hirsche das Geweih absägen, ausserdem musste er zur Strafe längere Zeit einen Holzklotz am Halse befestigt nachschleppen. Eine Hirschkuh, die sich in den Garten eines Dorfbewohners verirrt hatte und von diesem aus Böswilligkeit über das Rückgrat einen derben Hieb mit dem klewang erhielt, musste lange Zeit an der offenen Wunde leiden und grosse Bandagen um den Leib tragen. Einer anderen Kuh, die eine Schnittwunde in den Bauch erhielt, musste ich nach einem operativen Eingriff die beigefügte Wunde zunähen. Die Karbauenkuh fiel im Dunkeln in einen Brunnenschacht; sofort wurde ein Holzbock gebaut und das Thier, welches kopfüber in den Schacht gefallen war, mit Flaschenzügen herausgehoben. Aber nicht allein den Thieren musste man seine Zeit widmen, sondern auch die Arbeiter und Dorfbewohner nahmen bei Krankheit und Unglücksfällen sehr häufig unsere Hilfe in Anspruch.

Medicamente und Verbandzeug hatten wir wohl hinreichend, aber keinen Arzt; um daher im Bedarfsfalle nach Möglichkeit Hilfe leisten zu können, war ein Studium von Handbüchern über Selbsthilfe erforderlich; in Folge dessen konnte Niemand über Langweile klagen, denn ein Jeder hatte reichlich Gelegenheit, sein ganzes Können dem gemeinschaftlichen Interesse zu widmen.

An Lebensmitteln mangelte es nie, da wir mit jeder Dampfergelegenheit viele Conserven aus Europa kommen liessen. Die Insulaner lieferten uns täglich frischen Fisch, Hühner, Eier, süsse Kartoffeln, auch je nach der Jahreszeit Blätter- und Hülsen-Gemüse. Früchte waren ebenfalls stets in Hülle und Fülle vorhanden, wie z. B. verschiedene Arten von Bananen, Ananas, Brotfrucht, Orangen, Mangoes und manch Anderes. Thee, Kaffee, Reis, Zucker, Mehl, condensirte Milch, Butter, Käse, Schinken, Speck etc. bezogen wir von Java, beziehungsweise Macassar. Es ereignete sich wohl bisweilen, dass die einen oder anderen dieser Lebensmittel vor Ankunft einer frischen Sendung aufgezehrt waren.

Im Grossen und Ganzen blieb der Gesundheitszustand unter uns Europäern günstig, ausgenommen, dass der Eine oder Andere von Malaria-Anfällen ergriffen wurde; namentlich hatte mein Bruder hierunter stets sehr zu leiden. Meine Frau litt längere Zeit unter dem Klimawechsel, auch wurde uns das Töchterchen im zarten Alter von acht Tagen in Folge von Krämpfen durch den Tod entrissen. Der Maschinenmeister Winkhaus hatte das Unglück, bei einer Fahrt aus der Dampfbarkasse zu stürzen und ertrank.

Nach einem dreijährigen Aufenthalte entschloss ich mich, mit meiner Frau nach Europa zurückzukehren, da mir inzwischen völlig klar geworden war, dass das Unternehmen aus vielen Gründen sich nicht rentabel gestalten und entwickeln konnte, es sei denn, dass die Regierung weitgehende Concessionen machen würde. Dies ist ihr aber in vorliegendem Falle ganz unmöglich.

Nachdem mein Bruder von seiner Reise nach Europa zurückgekehrt war, verliessen ich und meine Frau an Bord des Dampfers »Batavier« am 15. April 1888 Toeal und langten über Amboina am 22. April in Macassar an. Am 2. Mai fuhren wir mit dem Dampfer »Graaf von Byland« über Amponang,

Boeleling nach Soerabaiya, wo wir am 7. Mai anlangten, um am 10. die Reise über Samarang, Pekulongang, Tagal und



Ruhestätte meiner Tochter im Garten zu Toeal.

Cheribon fortzusetzen. Am 14. Mai waren wir in Batavia. Am 22. Mai schifften wir uns auf den ned.-ind. Dampfer »Bromo« ein und kamen am 26. in Singapore an. Hier hatten wir das

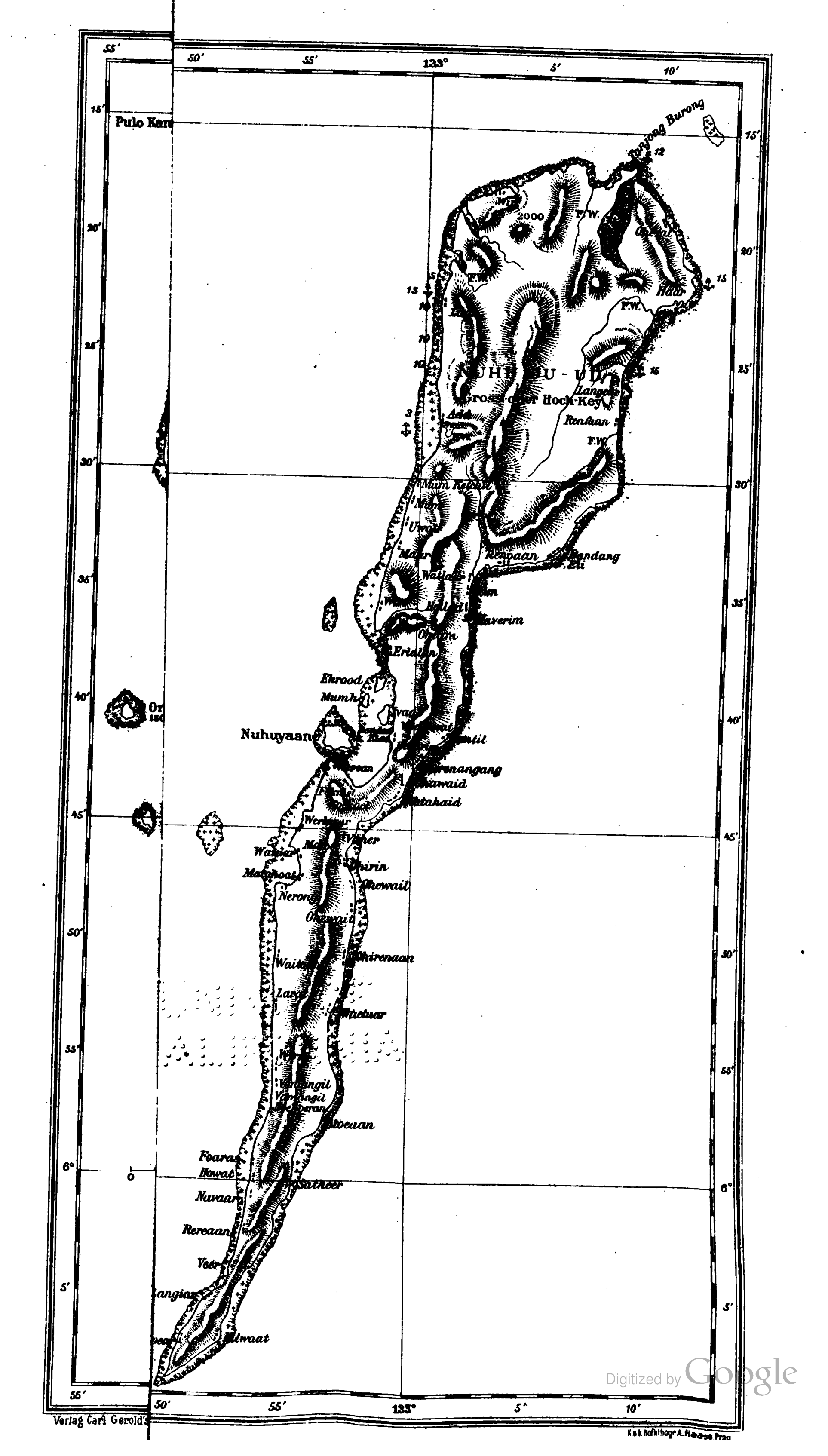
Glück, an demselben Tage die Weiterreise nach Europa fortsetzen zu können, da gleichzeitig mit dem Dampfer »Bromo« der P. O. Dampfer »Ancona«, von China kommend, in Singapore einlief. Es blieb mir eben genügend Zeit übrig, das Gepäck zu expediren, und gegen 2 Uhr Nachmittags dampfte der »Ancona« ab. Unter günstigem Wetter ging die Fahrt über Penang, Point de Galle, Aden, Suez, Port Said, Marseille und Gibraltar weiter. Am 1. Juli erreichten wir Plymouth und bezogen am folgenden Tage in bester Gesundheit Wohnung in London. Die Rückreise hatte mithin 78 Tage gedauert.

Obgleich wir über die Rückreise in die Heimat sehr erfreut waren, so erinnerten wir uns recht gerne an das Einsiedlerleben auf den Key-Inseln und an manche Freundlichkeit, die uns seitens der Bevölkerung erwiesen worden war. Wir hatten erfahren, dass auch unter uncivilisirten Völkern Freunde zu finden sind.

Jener Neger, welcher aus fanatischem Uebereifer während des Aufruhrs über meinen Bruder den klewang schwang, um ihn niederzustrecken, erwies sich nach Beilegung des Streites als der fleissigste und treueste Arbeiter, der stets zur Stelle war, wenn man seiner bedurfte, und der Alles that, was er uns an den Augen ablesen konnte.

Die ungünstigen Aussichten über die gedeihliche Entwicklung des Unternehmens, sowie der Gesundheitszustand meines Bruders hatten zur Folge, dass man die schwierige Aufgabe als undurchführbar aufgeben und den finanziellen Verlust über sich ergehen lassen musste.





Tanjong Burong
2000
Gross oder Hoch-Key
Nuhuyaan
Ehrood
Howat
Nuvaar
Rereaan
Veer
Alwaat
Sutheer
133°
50'
55'
5'
10'
6°
Verlag Carl Gerold's
K.u.k. Hoflithogr. A. Haase Prag


Digitized by Google

